

ERSTE LIEFERUNG

ATLAS AFRICANUS



BELEGE ZUR MORPHOLOGIE DER
AFRIKANISCHEN KULTUREN
HERAUSGEGEBEN IM AUFTRAGE DES
FORSCHUNGS-INSTITUTES
FÜR KULTURMORPHOLOGIE
VON LEO FROBENIUS UND RITTER v. WILM

C. H. BECK'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG OSKAR BECK MÜNCHEN

F 00/125

C. H. BECK'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG OSKAR BECK MÜNCHEN

Anlageplan des Atlas Africanus

A. Kultur und Volk.

(R. [Ritter v.] Ritter v. W.)

- a) Kultur- und Völkerkarte Afrikas
- b) Einzelne Kulturgebiete
- c) Kulturbewegungen
 - 1. Kulturbahnen
 - 2. Kulturgrenzen
- d) Kultur- und Volks-Identität

B. Urkulturen und Historische Kulturen.

- Urkulturen
 - a) Aethiopische
 - b) Hamitische
- Historische Kulturen
 - c) Erythraeische
 - 1. Gesamt-erythraeische
 - 2. Nord-erythraeische
 - 3. Süd-erythraeische
 - 4. Alt-erythraeische
 - d) Syrtische
 - e) Atlantische

C. Kulturelle Wesenheiten.

- I. Tracht
- II. Nahrung
- III. Handwerk
- IV. Hausung
- V. Lebenslauf
- VI. Socialbau
- VII. Weltanschauung

Die offen gelassene No. an der oberen rechten Ecke der einzelnen Kartenblätter soll dem Besitzer nach Abschluß des Werkes die Ordnung der Blätter und handschriftliche Eintragung der Nummer nach obigem Plan ermöglichen.

Inhalt der 1. Lieferung

Einführung von LEO FROBENIUS
Stoffe der Tracht von Dr. K. v. BOECKMANN und L. RITTER v. WILM
Bett und Haus von LEO FROBENIUS und L. RITTER v. WILM
Blick und Blut von HANS L. HELD und L. RITTER v. WILM
Gebälde-Bildungen von A. MARTIUS und L. RITTER v. WILM
Die Bewegung der Hamitischen Kultur von LEO FROBENIUS und L. RITTER v. WILM

f 50/8x2

Stad- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

[1922]

II/91

EINFÜHRUNG

I. Als das Forschungsinstitut für Kulturmorphologie als erste größere gemeinsame Arbeit die Herausgabe des Atlas Africanus, das soll heißen eines das Wesen der Kultur eines ganzen Erdteiles symbolisch darstellenden Kartenwerkes, beschloß, mußten seine Leiter sich vollkommen bewußt sein, daß dieses nach allen Seiten des geistigen Lebens in Berührung stehende Unternehmen eine Stellungnahme zu den Grundproblemen der Kultur und aller die Kultur betreffenden Fachwissenschaften voraussetzt. Denn ebensogut wie nur eine Menschheit, gibt es auch nur eine Kultur (wenn auch viele Kulturformen), und ein derartig umfassendes Werk wie das Unsrige muß zumal als Erstes für alle Kulturformen gleichbedeutsam Aufschluß geben, ob es nun Amerika, Asien, Europa oder Afrika zum Ausgangspunkt wählt.

Dazu, daß bei diesen Arbeiten mit allen Disziplinen, — mit Rechtslehre ebenso wie mit Naturwissenschaft, mit Religionswissenschaft ebenso wie mit Philologie zu rechnen war, kam, daß ein Werk wie dieses, ein erstes auf seinem Boden, an sich schon allen Irrtümern und Mißverständnissen ausgesetzt, auf der Scheide zweier Epochen, nennen wir sie Jahrhunderte, ins Leben treten will.

Ein tieferes Schauen der Zukunft wird lehren, daß die im Jahre 1914 eintretende Katastrophenkette eine Kulturerschütterung bedeutet, die für Altes einen Abschluß, für Älteres ein Wiederaufleben, für alles Kulturleben aber eben eine Scheide bedeutet, die sich heute schon in Sorgen um das Wanken der Autorität vergangener Tage und in kraftvollem Aufkeimen ins Bewußtsein tretenden jungen Lebens kundtut. Das Geistesleben Deutschlands hat das traditionelle Gleichmaß der Kräfte eingebüßt. An die Stelle des biedereren Kampfes zwischen staatlich gebundener Kasten- und zunftmäßiger Geistesrichtung einerseits und frei, meistens oppositionell sich auswirkenden Außenseitertums andererseits, beginnt der gesunde Gegensatz alter und neuer Weltanschauung zu treten. Im Sinne unserer Arbeiten und Ausdrucksweise war das vorige Jahrhundert bedingt durch System, wird das kommende ausgezeichnet sein durch Intuition.

Das Hervorwachsen aus solcher Scheidezeit mußte Veranlassung geben zu besonderer Vertiefung in den Sinn und die Bedeutung geschaffener, herrschender und versunkener Anschauungen. Die gar nicht hoch genug zu spannende Achtung vor den technisch-geistigen Riesenleistungen und Exzentrizitäten des vorigen Jahrhunderts durfte uns nicht verschließen gegen die Erkenntnis seiner materialistischen Einseitigkeit und die technische, auch technisch geistige Stümperhaftigkeit vergangener Kulturepochen. Wir durften das Problem der Kultur und die Probleme der Kulturformen nicht auffassen mit irgend einer von diesen Beschränktheiten. Das vorige Jahrhundert konnte in unserem Sinne zu viel und vermochte zu wenig. Die früheren Zeiten der Imagination vermochten zwar alles, konnten aber zu wenig.

Solches mußte füglich nicht nur uns klar und durchsichtig werden. Auch die „Leser“ unseres Atlas werden in den nächsten Abschnitten mit unseren Anschauungen und mit den entsprechenden Leitgedanken dieser deutschen Arbeit bekannt gemacht werden müssen.

Denn auch dies ist eine vom Standpunkt der Kulturkunde aus bedeutsame und charakteristische Tatsache: Diese ganze Arbeit ist eine Deutsche. Deutsch waren die ersten Versuche auf dem Gebiete solchen Strebens, deutsch waren die späteren Ausarbeitungen, — wie es ja auch dem deutschen Schicksale entspricht, daß dieser Atlas Africanus gerade in dem Zeitpunkte das Licht der Welt erblickt, in welchem das deutsche Geistesleben ortsmäßig aus dem Erdteil ausgewiesen ist. Das ist für das Wesen dieser Arbeit in hohem Sinne jenseits allen, aus hamitischen Quellen entsprungenen, engherzigen Nationalismus bedeutsam. Die Westvölker hätten dieses Werk vielleicht versucht, nachdem sie den Weltteil erobert hatten, und es wäre dann ein staatlich reich dotiertes Sammelwerk entstanden; die mitteleuropäische Kultur bedingte den Beginn der Arbeit nach dem Verluste aus bescheidensten Verhältnissen opferfreudiger Not und schafft ein intuitives Werk.

Die Erkenntnis solcher Gegensätze, die eine Betrachtung der eigenen Kultur und der eigenen Arbeit über Kultur eröffnet, leitet in würdiger Weise den Weg zur Erschließung der Kultur jener Primitiven die gleich differenziertes Wesen dokumentieren, ein.

Berichtigung

In der Einführung Abschnitt VIII
Zeile 3 von unten verbessere man: Da
die Kultur kinematisc ist

II. Das Interesse für die „primitive Kultur“ wächst in die Allgemeinheit hinein. Es ist, als ob diese primitiven Kulturen in dem Augenblicke, in dem sie aussterben, eine innerliche Aneignungskraft entwickeln und ausüben, die das Leben unserer „höheren“ Kulturformen in unerhörter Weise umgestaltend und befruchtend beeinflusst. Wer mit unbeirrter Ruhe die Linie der heutigen Gesellschaftsbildung über die Philosophie des vorigen Jahrhunderts, über die französische Revolution und bis zu den Schwärmereien der Naturdärstigen hinweg rückwärts verfolgt, hat eine Bahn derartig breit auswirkender Kraft vor sich. Wer die Kunst unserer Tage, die Bildung der an Stelle alter Formen des Glaubens (statt Aberglaubens) unter der Decke der Volksreligion anschwellenden Sekten und endlich das rückwärtsführende Streben der ernstesten Geschichts- und Naturforscher in das Auge faßt, muß diese im Anfang unserer „Neuzeit“ zaghaft einsetzende und heute in gewaltiger Wucht wirkende Kraft fühlen, — eine Kraft, die deshalb so sehr bemerkenswert ist, weil ihr keinerlei Bewußtsein von unserer Seite gegenüber steht. Denn nach wissenschaftlicher Art hat unsere Zeit die organische und anorganische Welt durchforscht und geordnet. Jene primitiven Kulturen hat sie aber ganz vorsichtig und nur scheu, ja vielfach sogar mit Abscheu betastet.

Eine eigentliche Wissenschaft der primitiven Kultur, — Wissenschaft hier tatsächlich aufgefaßt als Wissen, Sehen, Erkennen, Übersehen — gibt es im Sinne unserer sonstigen feingegliederten Kenntnis und Erkenntnis nicht, sondern nur Sammlung von Details. Die Kulturkunde, oder wie sie oft fälschlich genannt wird, die Völkerkunde, hat aber kaum das Stadium des Glaubens an „Spiele der Natur“ überwunden und noch nicht einmal einen Linné hat sie erreicht, — womit nicht behauptet werden soll, daß die der Kulturkunde dies zweitgenannte Stadium auch nur in Analogien zu berühren braucht.

III. Bis zu Herodot zurück hat es ausgezeichnete Schilderer der Völker, ihrer kulturellen Eigenarten und Unterschiede gegeben. Jahrhunderte und Jahrtausende haben solche Bausteine geliefert, — so gewaltige Massen, daß ein Mann, der wie Adolf Bastian sie alle zum Bau zusammenzufügen suchte, damit nur entweder die Unmöglichkeit solcher Ordnung, oder die Unfähigkeit zur Ordnung belegte, oder wie solche, die sich zur gruppenweisen Ordnung der Analogien entschlossen (wie Tylor, Andree und andere moderne Analogisten, resp. Vertreter der Konvergenz) in bescheidenster Weise auf die Möglichkeit einer lebendigen Lehre verzichteten. Denn schon der, der nur Rechtsformen ohne Berücksichtigung tiefgründiger Weltanschauung, technische Leistungen ohne Rücksicht auf gesellschaftliche Formen, Mythen ohne Eingliederung der Wirtschaftszustände untersucht, reißt etwas aus einer noch unbekannteren Gesamtheit heraus und bewegt sich vielleicht im Rahmen einer toten Tatsächlichkeit, kann aber niemals die lebendige Wirklichkeit erreichen. (Vgl. Paideuma S. 121.)

Diese an sich tiefsten und in ihrem Streben verehrungswürdigen „Zer“gliederungen (nicht „Gliederungen“) konnten nicht zu einer grundlegenden Ordnung führen, weil die Geistesströmung des vorigen Jahrhunderts jede bewußte Anstrengung, am Kulturgestade zu landen, durch eine unüberwindliche Brandung und Rückwurf beantwortete. Nur in solchen Winkeln, in denen die Verstandesform des 19. Jahrhunderts keine Macht hatte, in Winkeln, die sie ignorierte, übersah oder vor sich selbst totschierte, konnte die natürliche, lebendige Ordnung der Stoffe sich vorbereiten und auswirken. Zwei solcher toten Winkel waren es, in denen die Befruchtung der Kulturkunde erfolgte.

Noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts blühten die Raritäten- und Kuriosenkabinette fürstlicher und adeliger Häuser, in denen der Federmantel des Montezuma neben der Rose von Jericho, ein ostasiatischer Buddha neben dem gedörrten Balg eines wunderlichen Bewohners unergründlicher Meerestiefen, und das Schwert eines afrikanischen „Kannibalen“ neben einem Spahn vom Kreuze Christi prangte. Der Sinn für das Sammeln griff um sich, und aus ihm wuchsen die ethnographischen Museen zu so großem Umfange, daß ihre Leiter noch so umfassende Paläste überquellen sahen und außer Stand gesetzt wurden, sie „wissenschaftlich“ zu bewältigen. Aus den „Raritäten“ wurden Belege, die mehr und mehr den Sinn des Seltsamen abschüttelten und an seiner Stelle den Ruf nach Vollständigkeit aufkeimen ließen.

Dann sehen wir in dieser Zeit eine wunderliche Art von Einleitungen sich breit und breiter machen. Gleich, ob man eine Rechtsgeschichte, eine Religionsphilosophie, oder ein Buch der Erfindungen aufschlug, — man mußte in dieser kurz verflossenen Zeit immer darauf vorbereitet sein, einen breiten Hinweis

auf die „schon bei den Naturvölkern zu beobachtenden, buntschillernden Kulturvorgänge“ zu finden, — auf Kultursymptome, die in ihrer „Primitivität“ die Lebensstore unserer eigenen Kulturwelt eröffnen. Bis heute noch reizt das Pikante an solchen mehr oder weniger allgemein gehaltenen Einleitungen, die sämtlich auf einer schroffen Gegenüberstellung und Annahme, einerseits einer scharfumrandeten Weltgeschichte, und einer amöbenartig variablen primitiven Kultur andererseits beruhen. Es gilt, diesen harten Gegensatz in seiner ganzen unüberbrückbaren Abgründtiefe zu erfassen, um die gesegnete und glückliche Isolierung der eigentlichen Kulturkunde verstehen zu können.

Das vorige Jahrhundert hat in einer in solcher Ungeheuerlichkeit noch nie dagewesenen Intensität alles durchforscht, was „geworden“ ist, hat alles betrachtet als „Gewordenes“, nichts als Werdendes. Es schuf den Materialismus und wies — um mit Viktor Hehn zu reden — die Metaphysik in schnöder Weise aus. Diese Selbstbeschränkung auf die physische Welt bedeutete den freiwilligen Verzicht auf alle letzten Fragen, führte aber zu einer haarscharfen und nadelspitziigen Verfeinerung alles Instrumentalen als des an sich selbst Zweckmäßigen. — Von solcher Einseitigkeit haben historische Wissenschaften und Philologie alles in Systeme gebracht, in Systeme des Gewordenen und damit im Gegensatz zum Gewordenen sich gegenüber allem Werdenden vollkommen verschlossen. Stets hat nun zwar jeder Teil der Menschheit überzeugungsstark dazu geneigt, die eigenen Bahnen für die „Richtigen“, die eigenen Götter für die einzig wahren, die eigene Kulturhöhe aber als den Zustand der nur je erreichbaren Kultur Gipfelung einzuschätzen und an alles Fremde einen aus sich herauskonstruierten Wertmaßstab zu legen. Nie aber hat eine Kulturform oder ein Kulturzustand in seinem Hochmüte so weit zu gehen vermocht wie die „moderne Zeit“. Man kann dieser materialistischen Einseitigkeit des ablaufenden Jahrhunderts, das immer mehr mit der, wenn auch oft unausgesprochenen, Voraussetzung der Möglichkeit „vollständig“ zu sein und mit der Utopie einer wissenschaftlichen „Lehre der Wahrheit“ es wagte, einen Geschichtsabschnitt von den Sumerern bis zu uns als Weltgeschichte zu bezeichnen, mit Chemie, Physik und Experimenten die Tiefe der Natur zu ergründen, menschliche und kulturelle Arten nach Schädeln und Sprache aufzustellen, die erst seit zwei Dezennien es wieder gestattet von „Kräften“ zu sprechen, — man kann diese antimetaphysische Einseitigkeit nicht anders verstehen, als indem man ihr monumentalen Willen und Starrheit zuspricht. Diese gewaltige Zeit ordnete — immer mit der stummen Voraussetzung der Möglichkeit „vollständig“ und „wahr“ zu sein, ohne welche sie ihrem inneren Wesen nach undenkbar ist, alles, brachte alles in Ordnung und Systeme, Tier und Pflanze, Maß und Gewicht, Zeit und Raum. Das aber, was sich solcher Ordnung und Geistesart nicht unterwerfen ließ, wurde als unwissenschaftlich in die Raritäten- und Kuriosenkammern verstaubt und — blieb in seiner jungfräulichen Ruhe lebend, glücklich, zukunftsreich, da die emsige Prahlerei ja nur ihre eigenen Interessenobjekte zu Tode besprach, das ins Verborgene Totgeschwiegene aber eben durch dieses Schweigen vor der Erstarrung bewahrte. Dieser zuletzt auch offiziell zur Zivilisation verdämmerten Kultur wurden die Tore des Lebens und Werdens, die Metaphysik und das eigene „Gelebthaben“ täglich weltfremder und unverständlicher, und dadurch gewann deren eigenes Dasein Gestaltung bis zum Sichtbarwerden.

Denn alles, was die Äußerungen der Kultur anging, wurde derart zergliedert, daß es als Materie übersichtlich vor uns liegt, und daß nun die Kultur durch diese Materialisation hindurch ihr Leben zu äußern vermag. Dies nun scheint sich folgendermaßen verständlich machen zu lassen.

IV. Dieses ist die Geschichte der „Materie“ der Kulturkunde, — nicht der Kulturkunde selbst, weil eine solche gleichbedeutend mit dem wäre, was wir noch nicht besitzen, was wir erstreben und nur ahnend wittern, jedenfalls aber noch nicht, vielleicht auch niemals im heutigen Sinne „geschichtlich“ fassen können:

Ein Leeres trennt uns von einem nur noch von gesprungenen Saiten nachklingenden Ur-Altertum. Das homerische Griechenland sah bei andern Völkern die eigenen Götter, die für sie dort nur andere Namen führten; es spricht nicht von den „primitiven“, sondern von den „unsträflichen“ Äthiopen. Kultur als solche war für sie andern Völkern ebenso eigen, in diesen ebenso lebendig, wie in den Erlebenden selbst. Aber diese Kultur war noch vollkommen isoliert, eben aus dem Grunde der nur auf sich beschränkten Kenntnis. Wie die Primitiven in Fabeln die Tiere gleich sich rechtsprechen lassen, sie „anthropomorphisieren“, d. h. das eigene Sein und Sinnen aus ihnen sprechen und reflektieren lassen, — wie sie also

überall in der Umwelt sich selbst wie in einem Spiegel wiederfinden, — so waren auch die Griechen wie Kinder, die in allem sich selbst finden. Ein Maßstab der Kulturwertung fehlte noch.

Der Zivilisation der Römer war es vorbehalten, aus dem gleichen spiegelsichtigen Kulturschauen heraus, „fremdsprachige Völker“ (und nicht nur vorzeitliche) endgültig zu „Barbaren“ zu machen, und damit eine uralte Verbindungsbrücke mit der kulturellen Umwelt in bewußter egozentrischer Einschränkung abzubrechen. Dieses Römertum und in seiner Fortsetzung das erste, das morgenländische Christentum, vermochten bis zum Mittelalter ihre Ansprüche nur dadurch aufrecht zu erhalten, daß sie die der andern negierten. Die Kulturformen der anderen dienten dem Römertum; deren Kultur als solche entzog ihm aber hierdurch ihren Einfluß. Solche Blindheit nach außen zeichnete auch alle Kulturformen des zunächst im Austausch schwer zuckenden Mitteleuropas des sogenannten Mittelalters aus. Diese innerlich so weite, nach außen aber so enge und kleine Welt kannte nur sich und das Leben der räumlich nächsten Umwelt, sodaß aus der Streckung des Gegensatzes „Römer und Barbaren“ unter günstigen Verhältnissen nur ein „Christentum und Heiden (Araber, Slaven)“ als ordnende Kulturanschauung entstehen konnte.

Nun ist es aber von mehr als nur wissenschaftlicher Bedeutung, wenn alles Sehen und Erleben zu der Erkenntnis drängt, daß ein ständiges Hineinstarren in sich selbst dem großen Dasein die Möglichkeit raubt auf uns zu wirken, daß nur ein offenes Auge zu sehen vermag, daß nur vorurteilsloses Sicherschließen Reichtum inneren Lebens ermöglicht, daß dagegen die fortgesetzte Beschränkung auf sich selbst erst zu einer Überspannung, dann aber infolge Abschließung von den organischen Kräften des Daseins zur endgültigen Beschränktheit, zur Verkümmerng führt. —

Derart geschaut, bedeutet die Kultur des Altertums eine Herkunft aus freier, großer Fähigkeit zum Erleben der Kultur seiner selbst (Rest: Einschätzung auch der unsträflichen Äthiopen), infolge der absoluten Spiegelsichtigkeit aber ein urnotwendiges Versinken in blinde Einschränkung auf sich selbst (hier: weltbeherrschende Römer und alleinseligmachendes Christentum, dort: verachtete Barbaren und bedauernswerte Heiden). Das Wesen der lebendigen Kultur, das niemals sich selbst, sondern immer nur anderen („andere“ im Sinne des Raumes oder der Zeit) abzulauschen ist, konnte demnach infolge der überhöhten Einhaftigkeit der mittelmeeerischen Hochkulturen keine erlebnisbetätigende Aufnahme finden.

Eine maßlose, nämlich raum- und zeitlose Imagination innereuropäischer Völker gibt dann dem gewaltigen Mittelalter Gestalt. Eine uns kaum mehr verständliche Gewalt geht über die innerlich vermorschten, durch Spiegelsicht unfruchtbar gewordenen Kulturformen hin und erwirkt neues Leben. Der Glaube an Wunder schafft stündlich und täglich Wunder, — Wunder als Erlebnis und Wunder als Formen der Kultur. Noch das 13. Jahrhundert ist wunderschwanger. Die Lebenskraft der Kultur treibt Blüten über Blüten. Alle von neuer Art. Alles scheint gegen das Vorhergehende zum Entgegengesetzten verkehrt. Das Altertum des Mittelmeeres zeigt den Ausgang vom Matriarchat, das durch ein Patriarchat gebändigt und modifiziert wurde, das innereuropäische Mittelalter ein Patriarchat, das durch matriarchalische Konzessionen gezügelt wird. Dort unten begann die Kultur mit Stämmen und Kasten, die ihre harte Gegensätzlichkeit durch Formung der Familie verloren; jetzt im Mittelalter setzt die Bildung mit Sippen ein und klingt in Zünften aus. Die Fähigkeit zum Erleben des Wunders und die Gliederung in wohlgeordnete Zünfte sind Symbole der neuen Kultur — und neuer Einstellung der Menschheit zur Materie wie zum Wesen der Kultur überhaupt.

Die Brunst der gewaltigen Gegensätzlichkeit erweckte aus dem scheinbaren Chaos die Herrlichkeiten der gotischen Dome, fugischer Musik und weitendürstiger Dichtkunst. Sie führte zur Geburt der christlichen Majestäten: der Anerkennung der Individualität, der Mystik, der Liebe und der Ordnung. Die Spiegelsichtigkeit ward durch die metaphysische Entelechie des Weitengefühles aufgehoben. Mit diesem ungeheuren Wandel trat aber das Problem der Materie der Kultur in ein neues Stadium, in eine Welt, die mit der des Altertums nur die Beziehungen der Gegensätzlichkeit hatte. Denn als diese nun „neue“ Kulturwelt Innereuropas über den Rand ihres Erdteils mit fremden Kulturen zusammentraf, da erlebte sie als erstes zunächst auch wieder — das Wunder. Die „Voyages“ zweier Jahrhunderte erbrachten die Entdeckung „seligen Lebens, schöner Kinder der Natur“, und in entsprechender Auswirkung des Weitengefühles die Sehnsucht nach einem urparadiesischen Glückszustand. Der Pendel der Kulturbewegung war am anderen Ausschlagspunkt angelangt; an die Stelle der Barbaren und Heiden trat die Imagination der höheren Reinheit und Glückszufälligkeit der Primitiven, im Wertnessen aber die Überschätzung der anderen als einer höheren Art.

Nachdem dieser wiederbelebende, aus dem Wunderglauben erwachsende erste Rausch aber verflogen war, trat die zunftmäßige Ordnung in den Vordergrund und förderte zuletzt die verschiedenen Systeme

der Arten der Menschheit zu Tage, ohne zu ahnen, daß es sich gar nicht um Gliederung der Menschen in Rassen, sondern um das Verständnis der Kulturen handelte. In der Politik, die ja stets ein Epigone der Kulturanschauung vorangegangener Schöpfungsepochen ist, wirkte sich die erste Anschauung ebenso stark aus, wie in der nicht weniger späten Wissenschaft. Dieser nämlich floß aus der Fähigkeit zu nebelhaftem Glauben die Annahme vieler Kulturursprünge und der Konvergenzlehre, aus dem Bedürfnis zur Ordnung aber die Methode der Zerlegung zu. Die Kulturkunde wurde freies Jagdgebiet. Der Jurist, der Religionsphilosoph, der Psychologe, der Technologe, alle, alle schöpften aus dem ins Riesenhafte anschwellenden Schatze der Materie der Kulturkunde, jeder, was ihm zusagte, und — retteten durch diese Gemeinsamkeit die innere Wesenheit vor vorzeitiger Zerstörung! Denn hierdurch wurde die Materie der Kulturkunde zwar in wundervoller Weise gesichtet und ihre Sprödigkeit behoben, ihr inneres Quellbecken aber nicht angegriffen; das Augenmerk aller, zuletzt auch das der Geographen, wurde so von der Tatsache abgelenkt, daß sich alle diese wissenschaftlichen Betätigungen nur auf Schnecken schalen, nie aber auf schalenbildende Wesen selbst erstreckte, daß Kultur aber eben Leben, ein Wirkliches und nicht etwas Tatsächliches ist, — wozu nunmehr einiges gesagt werden soll.

V. Über die Kultur als Symbol höheren organischen Lebens ist seit den Arbeiten aus der Mitte der 90er Jahre in Oswald Spenglers „Untergang des Abendlandes“ und zuletzt im „Paideuma“ manches ausführlich dargelegt. Heute in der Einleitung zu einem Kartenwerke, das den Kulturformen und der Kultur eines ganzen Erdteiles gewidmet ist, handelt es sich um die Frage, auf welchem Wege es denn nun wohl möglich sei, das Wesen der Kultur überhaupt zu erfassen und das Erfasste mitzuteilen. Es ist dies die erste Frage, die gestellt und beantwortet werden muß, wenn es der Kulturkunde überhaupt gelingen soll, auf Grund wissenschaftlicher Erkenntnisse eine Kulturanschauung zu gewinnen.

Ich bin bei den heutigen Darlegungen ausgegangen von der Behauptung, daß die aussterbenden primitiven Kulturen auf unsere heutigen „hohen“ Kulturformen im Augenblicke des Ersterbens einen gewaltigen Einfluß ausübten (II); dem folgte eine Skizze der Kulturumbildung des vorigen Jahrhunderts (III). Zum dritten schloß sich eine Betrachtung der Kulturanschauung unserer Vorzeit an (IV). In allen drei Fällen wurde auf Tatsachen hingewiesen, die als solche natürlich wie alle anderen, wie jede Tatsache, auch anders geschaut werden können, die aber untereinander verbunden sind durch etwas in vernünftiger Weise nie zu Bestreitendes: es handelt sich um Vorgänge, um Kräfte, um **Bewegung**.

Und nun mag sich ein jeder selbst, wo er auch immer will, über die Materie der Kulturkunde unterrichten. Er wird finden, daß der Rechtswissenschaftler nirgends einen Stillstand der Rechtsanschauung, der Religionsphilosoph nirgends eine formharte, unbiegsame Weltanschauung, der Philologe nirgends eine nichtvariable Sprache entdeckt hat. Eine Zeitlang träumte Europa von einem Lande, dessen Kultur seit Tausenden von Jahren unverändert bestanden hätte, das war China. China galt als Prototyp stets unbeirrbar gleicher Kultur. Eine eingehende Forschung hat gezeigt, daß der Irrtum so typisch wie nur möglich war. Die innere Beweglichkeit der Kultur zeigte sich ferner in äußerlichen Ausdrucksformen den ethnographischen Sammlern des vorigen Jahrhunderts in so eminenter Bedeutung, daß Felix von Luschan sich zu dem Satze hinreißen ließ: „Es gibt keine ethnographischen Dubletten.“ So führten alle Untersuchungen, die Nachprüfungen sämtlicher Fächer der am äußeren Wesen der Kultur herumtastenden Wissenschaftsfächer, zu der Erkenntnis der ewigen Bewegung der Kultur.

Solche Beweglichkeit läßt sich mehr oder weniger deutlich an jedem Objekt kulturkundlicher Betrachtung nachweisen. Die Bewegung an sich mag mehr oder weniger richtungsgemäß verlaufen, die Richtung allein ist aber niemals das Entscheidende. Die Bewegung kann am leichtesten gezeigt werden in der geographischen Verbreitung, im Umsichgreifen nach bestimmten Richtungen, im wellenförmigen Nachaußendrängen und umgekehrt im Einschrumpfen und Zerfallen. — Eine zweite Bewegung läßt sich in lokaler Vitalität und Variabilität wahrnehmen. Das Bild des ununterbrochenen Wandels der Moden in europäischen Städten wiederholt sich, wenn auch oft langsam, bis zur Unwahrnehmbarkeit, und zwar in allen Dingen und überall. Sitten verkümmern und erfahren neue Belebung. Anschauungen schillern zeitlich und örtlich bald stumpf, bald leuchtend. Das soziale Wesen verändert sich bei uns von Stunde

zu Stunde, bei den Sippen der Primitiven mit jedem Todesfall und jeder Geburt. — Zum dritten aber endlich stehen alle Organe der Kultur in einer ständigen Wechselwirkung. Eine Umbildung der Webstoffe bedeutet eine Umbildung der Tracht, diese eine Umbildung der Sittlichkeitsbegriffe. Eine neue Waffe führt zu neuen Amuletten, zur Umgestaltung der Religion. Die Einführung von Haustieren und Hauspflanzen wirkt bewegend ein auf Wirtschafts-, auf Rechts-, auf Verkehrs-, auf Weltanschauungsformen. Wer dem feinen Geäder einer Kultur nachgeht, nimmt zuletzt wahr, daß alles mit allem in bewegbarer Beziehung steht, daß nichts isoliert, nichts stillsteht, daß in letzter Linie nichts ohne das andere, ohne alles andere verständlich ist.

Die drei Bewegungen gehen nie isoliert vor sich. Keine kann ohne die andere gedacht werden, und somit kommt das Problem der Richtung, wenn allein berücksichtigt, als ein falsch gestelltes für das Erfassen des Ganzen in Fortfall. Das alles aber heißt, daß die Kultur als solche niemals faßbar wird, wenn ihre Ausdrucksformen im Sinne des XIX. Jahrhunderts einer systematischen Zergliederung unterworfen werden, daß jede Erforschung einer Seite oder einer Bewegung, einer Materie oder einer Entwicklungslinie bedingungslos schon im Bereiche der Tatsächlichkeit unvollständig bleibt und in ihrer Isoliertheit ebenso bedingungslos nie eine Wahrheit erreichen kann, daß das Theorem der Wahrheiten an der Kultur scheitern, und daß die Tatsachen lediglich als Auswirkung einer metaphysischen Wirklichkeit Bedeutung gewinnen können.

VI. Also könnte die Kulturkunde als solche den andern Wissenschaften gegenüber nicht Gleichexaktes, deren Sinn entsprechend Gleichwertvolles leisten, wäre überhaupt zu einer ewigen Verzettlung und Unordnung verurteilt, — wenn es wahr wäre, daß diese andern Zweige der Wissenschaft mit ihrer Voraussetzung möglicher „Vollständigkeit“ und „Wahrheit“ in ihren Auffassungs- und Darstellungsformen, zumal in der Graphik, dem Wesen der Dinge entsprächen und damit ihr Ziel erreichen könnten.

Die Frage ist, ob diese Voraussetzung dem Wesen nach ein Recht hat oder nicht. Entscheidend für uns ist die Betätigung desjenigen Zweiges der Wissenschaft, der uns als Kartenzeichnern das technische Handwerkszeug in die Hand gibt, der Geographie, insbesondere der Karthographie. Hier müssen wir uns Tatsächlichkeit und Wirklichkeit bis an die Grenze der Platttheit vergegenwärtigen.

In der Schule lernt das Kind, vor eine Karte gestellt: „Das ist Afrika.“ Der Lehrer zeigt auf ein Gebirge und sagt: „Das ist der Kilimandscharo.“ Hierin liegt die Voraussetzung der Wahrheit und in der kurzen Belehrung „Das ist Afrika“ liegt die uneingeschränkte Behauptung der Vollständigkeit. Auch wenn der Lehrer vorsichtiger ist und sagt: „Das ist eine Karte von Afrika“, so schränkt er zwar den Irrtum um ein Größliches ein, — tatsächlich ist aber eine alle Tatsachen umfassende Karte von Afrika überhaupt nicht zu zeichnen. Eine geographische Karte kann niemals ohne ungeheure Voraussetzungen als eine auch nur annähernd den Tatsachen ähnliche, respektiv analoge Darstellung bezeichnet werden; vielmehr widerspricht dieses ihrem inneren Wesen, was natürlich den Fachleuten eine Allerweltsweisheit ist, nicht aber jedem Laien.

So nebensächlich dies auch fürs erste erscheinen mag, so sind wir doch an einem so wesentlichen Punkt angelangt, daß ich ihm noch einige Zeilen widmen muß. Ich möchte nämlich darauf hinweisen, daß dies bei jedem Atlasdurchblättern in jedem Kreise wahrzunehmende: „Dies ist Asien“, „Hier fließt der Amazonasstrom“, „Hier liegt Petersburg“, mehr als ein lapsus linguae, eine verkürzende Sprachlockerung ist. Jeder Fachmann hat neben seiner Karte so und so viele Werke aufzuschlagen, um sich über Einzelheiten zu vergewissern. Die Karte kann unmöglich alle Einzelheiten aufweisen. Schon in der Technik versagt also, wie wir gleich des näheren sehen werden, die Karte für das „Es ist“.

Auch die allerfeinsten und eingehendsten Sonderblätter, mögen sie auch in noch so großen Maßstäben gezeichnet sein, werden bedingungslos in irgendeinem Stadium leer. Ganze Erdteile senken und heben sich in ununterbrochener, wenn auch noch so langsamer Bewegung; Stürme, Erdbrüche, Vulkane, Überschwemmungen modifizieren täglich irgendwo die Oberfläche. Abbrennen der Wälder beeinflusst Regenmengen und Wasserflüsse, Sümpfe trocknen aus, — also daß auch das einfache Bild der natürlichen Mutter Erde in jeder Minute irgendwo eine Änderung durchmacht und zwar dies schon unter dem Einflusse der „leblosen“ Naturkräfte, zu denen nun noch die überall wühlende und aufbauende,

abtragende und zuführende Pflanzen-, Tier- und Menschenwelt kommt, die ihrerseits ja eigentlich auch zur Mutter Erde und ihrer Darstellung gehören und damit ein vollkommen exaktes Bild eines auch nur für einen Bruchteil der Zeitrechnung gültigen Zustandes absolut unmöglich machen, — ganz davon abgesehen, daß die Technik einer gewölbten und gewellten Fläche auf einem Blatt Papier oder in der Ebene überhaupt nur unter Voraussetzung der größten Konvenienzen ermöglicht, — ferner ganz abgesehen davon, daß die Darstellung eines Erdteiles die künstliche Loslösung aus dem umgebenden Meere und das Herausziehen einer falsch dargestellten Schicht aus der Beziehung der zugehörigen Atmosphäre und der Erdbasis bedeutet.

Mit der kartographischen Darstellung verhält es sich nicht anders als mit allen sogenannten „exakten“ Abmessungen und Abschilderungen. Eine restlose Exaktheit ist für jede Form des Messens eine nicht relative, sondern absolute Utopie. Es ist nicht möglich, ein Instrument ohne Fehlerquelle zu konstruieren. Jedes Gewicht macht seinem Material entsprechende Schwankungen durch, und der Thermometer hängt mit seinen Angaben in unberechenbarer Weise von der nicht nur das Quecksilber, sondern auch die Glasröhre beeinflussenden Temperatur ab. Die ganze Exaktheit der physikalischen Wissenschaft kann von diesem Gesichtspunkt aus ihre Aufgabe nur darin sehen, die Fehlerquellen auf ein Minimum zu beschränken und damit die Voraussetzung und Präntention einer absoluten „Statik“ aufrechtzuerhalten. Auch hier auf dem Boden der exakten Wissenschaft zeigt sich das Statische nur als eine mühsam der Kinematik für den Augenblick abgetrotzte und dann theoretisch aufrechterhaltene Utopie, das Kinetische aber als das wesentliche „Momentum“.

Kehren wir von dieser anscheinenden Abschweifung zu unserem Problem zurück. Aus allem Vorhergesagten geht hervor, daß Friedrich Ratzel die Karte mit Recht ein **Symbol**, ein Sinnbild genannt hat. Als Symbol betrachtet wird uns die Karte zum gleichen, was dem alten Römer die Scholle des Ackers war, mit der in der Hand er vor dem Prätor erschien, um dieses Landstück als sein Eigentum zu beanspruchen, — was dem jungen Ehepaar der Ring ist, der es für das Leben zusammenschließt, — was nach alter deutscher Art bei der Auflassung von Grundeigentum am Gericht der Halm als Bild des Ackerstückes, die Rebe als solche des Weinberges, der Zweig als das des Baumgartens, der Span als Gleiches des Hauses war. Symbol bedeutet in der Kultur die Weltanschauung, die der Schrift voranging. Diese Weltanschauung ist die lebendige, organische, die des Sinnes, dem das Bild Objekt ist, dem das Bild dient, — während die jüngere Periode der Abstraktionen, die Schrift aus dem Bild herausentwickelnd, dieser einen großen Einfluß einräumte, einen immer schwerer wiegenden und hierin eine anorganisierende Tendenz zeigte.

Die Bedeutung des Wortes Symbol, Sinnbild, schließt also zum einen oder anderen nicht nur eine, sondern zwei Weltanschauungen in sich, die zwei Weltanschauungen, die zusammengehören wie Kraft und Stoff, wie Entwicklung zum Beharren, wie Kinematik zur Statik, wie Metaphysik zur Physik, wie (als Kulturbeispiel) äthiopische zur hamitischen, wie innereuropäische zur westeuropäischen Kultur. Die Anwendung der Karte als Symbol stellt an uns den Anspruch klare Antwort zu erteilen auf die Frage, wo sie als Sinn oder Bild, welches als Subjekt, welches als Objekt unserer Aufgabe kulturgeographisch darzustellen, leiten oder dienen darf.

VII. Die Geographie des 19. Jahrhunderts hat sich in steigendem Maße die Geologie als Grundlage gewählt. Sie ist damit eine statische Wissenschaft geworden. Das Seiende ist der Ausgangspunkt des Lebens; das Werden gewann die dienende Bedeutung der Erklärung des Seins und somit tritt das Werden als solches ganz in den Hintergrund. Ihr wurde also folgerichtig die Karte immer mehr synonym mit Schrift; ihr beschreibt die Karte einen Erdteil, ein Meer, eine Luftströmung. Denn, weil physische Wissenschaft, sind ihr die Tatsachen als solche: Objekte der Betätigung.

Nun wolle man aber die Unterschiedlichkeit in der Geschwindigkeit der Bewegung der natürlichen Umwelt beachten. Hart in eherner Ruhe muß uns Mutter Erde mit ihren Gebirgsmassen, Gliederungen in Meere und Erdteile erscheinen. Dieser Ruhe gegenüber bedeuten dem naiven Sinn die leichten Umbildungen, auf die ich oben hinwies, kaum eine Bewegung. Die große Bewegung des Weltalls und unserer Planeten im All ist dem Laien absolut rhythmisch-, ruhig-, gesetzmäßig. Als einer durchaus ruhenden Er-

scheinung stehen wir dem Tier- und Pflanzenreich gegenüber. Die vorhandenen Lebewesen kennen wir; mögen noch einige hundert neue Species „entdeckt“ werden, der Rahmen der Möglichkeiten ist geschlossen und die Wissenschaft kann auf Grundlage der Kenntnisse sagen, daß der Abschluß der Artenbildung im großen und ganzen hinter uns liegt, daß Überraschungen in der Neubildung von Tieren bedeutungslos werden. Der Periode der Artenbildung ist auch hier die der Ruhe gefolgt. — Alles in allem betrachtet mußte sich der in spezialistischer Verzweigung forschenden Menschheit des vorigen Jahrhunderts das Statische im Raum so wuchtig aufdrängen, daß die ja trotzdem noch unentwickelt in allem wirkende Kinematik bis zur vorläufig und generell abschließenden Allkenntnis zu untergeordneter Bedeutung wurde, — was ja die materialistische Weltanschauung des 19. Jahrhunderts bedingte.

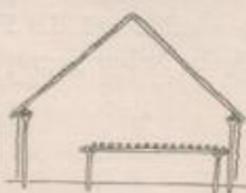
Im schroffen Gegensatz hierzu steht jede Beobachtung der Kulturkunde. Eine Wanderung durch ein ostpreußisches Bauerngehöft oder durch ein afrikanisches Negerdorf mag für einen Augenblick täuschen. Dieser Haken als Pflug scheint uralte; dieser in den anstehenden Fels geschlagene Mörser wirkt wie aus Olympos Zeiten; den gleichen Grundriß der Hütte zeigen uns die heute unter der Erde liegenden Reste jahrtausendealter Vergangenheit. Diesem augenscheinlich so Beharrlichen gegenüber tritt aber bei näherem Zuschauen auch die umbildende, entwickelnde Tendenz mit ungeheurer Wucht zutage. Der Haken, der Steinmörser, der Grundriß mögen lange wie ein Fossil ruhen. Aber wir wissen zum ersten, daß der Haken morgen der Eisenpflugschar, der Mörser der Mühle, die Strohütte dem Holz- oder Wellblechhaus weichen wird. Wir wissen zum andern, daß das Gesamtbild der Kulturauswirkung in dem Zusammenhang der Formen lebendig und stets wechselnden „Launen“ der Tracht und Mode, der Ergänzung des Materialbestandes der Wirtschaft, der Umbildung des sozialen und Religions-Lebens besteht, — daß jeder noch so konservativ festgehaltene Gegenstand einer stets wechselnden **Vergesellschaftung des Kulturgutes** unterworfen ist.



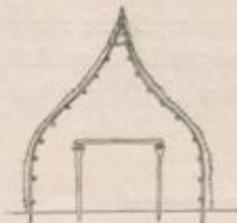
Formen der Doppelglocke

Wie variabel die Formen an sich schon sind, zeigt ein jeder Versuch der kartographischen Zusammenfassung. Wenn ich z. B. die Verbreitung einer so einfachen Sache wie der „Doppelglocke“ festlegen soll, so stehe ich vor einer Auswahl der Formen, die nicht alle unter den einen Begriff der Doppelglocke zu bringen sind. Die Karte fordert an sich um korrekt zu sein, schon eine Differenzierung, die eigentlich in den meisten Fällen unmöglich ist. Hierfür als Beispiel die Länien zwischen Pfahlbett und Pfahlhaus, von dem niemand sagen kann, wo der Begriff des Bettes aufhört und der des Pfahlbaues anfängt. Alles in allem entzieht sich jedes

Kulturgut, das äußerlich auch noch so einförmig aussehen mag, durch seine Variabilität jeder Bemühung



Das Pfahlbett in der Rundhütte (Wolof)



Das Pfahlbett als Mittelbau (Banziri)



Das Pfahlbett als Obergeschoß (Sierra Leone)



Das Pfahlbett als Pfahlbau (Faleme)

einer wirklich exakten und nicht erzwungenen Zusammenfassung, wie solche die mehr statischen Objekte der Geologie, Botanik und Zoologie gewähren.

Das Moment der Kinematik wird noch auffälliger wenn wir beachten, daß jedes Kulturgut dem Wesen der Vergesellschaftung unterworfen ist. Die Verbreitung des Wurfeisens wird bedingt durch das Auftreten bestimmter Bogenformen, die des Knollenbaues durch Erscheinen von Getreidearten, die der patriarchalischen Anschauung durch das Eindringen matriarchalischer Sitten. Wenn nun nur Wurfeisen ohne ihren Partner, nur Trachtenstoffe ohne ihre Trachtenformen, nur Geldsorten ohne Wirtschaftsgrundlagen kartographisch gebucht werden, so bedeutet das eine künstliche Isolierung von Tatsachen, die zwangsmäßig aus dem beweglichen Zusammenhang der Wirklichkeit herausgerissen werden.

Unversehens hat die Betrachtung der darzustellenden Materie durch Schilderung der Versuche der Darstellung schon mitten in das Problem der Art der Verwendbarkeit von Karten in der Kulturkunde hinein-

geführt. Das Leitende kann der Kulturkunde nur die Kinematik, das Statische ihr lediglich Objekt sein. Kultur ist eben ein lebendig Wirkliches, dessen Erfassung erst möglich wird in Durchdringung der Tatsächlichkeiten. Also kann das Kartenbild „Kultur“ nur umschreiben und nicht beschreiben; also darf im Sinnbild der Karten für sie das Bild nur dem Sinne dienen, das Bild nur Mittel sein. Es handelt sich darum, die Bewegung darzustellen; dies kann aber nur erreicht werden, indem die Aufmerksamkeit ständig vom statischen Tatsächlichen auf das wirkliche Kinematische gelenkt wird.

VIII. Das heißt: Die in der Kartographie zum Ausdruck kommende Weltanschauung der Kulturkunde kann in Ergänzung der physischen der Erd- und Naturkunde nur eine metaphysische sein.

Diese, dem ursprünglichen Wesen der Kultur entkeimte Anschauung stellt uns klar vor die Aufgabe und vor die Aussicht, wie weit diese lösbar ist. Sie entscheidet darüber, was von Bedeutung und was unwesentlich zu sein hat. — Bedeutungslos ist vor allem jede Verbreitung an sich. Ob ein Volk in Rundhütten wohnt, oder in Satteldachbauten ist an sich irrelevant; wesentlich wird diese Tatsache erst, wenn sie eine Bewegung, eine Stiländerung aufweist, wenn sie zeigt, daß die Umbildung eines Stiles bedingt wird durch eine wirtschaftliche Form, einen Rechtszustand, ein soziales Moment. Die Beziehung dieser Momente zum Baustil bedeutet Sinn und Bewegung. Hierdurch wird die Frage der geographischen Darstellung beantwortet, d. h. ich kann das, was hier wirkt, nicht ausdrücken durch die Darstellung der Verbreitung einer Tatsache, sondern benötige hierzu deren mindestens zwei; und dann ist die eigentliche Wesenheit nicht dargestellt durch die zwei Tatsächlichkeiten, sondern symbolisch nahegebracht durch **den beide verbindenden, den Augen unsichtbaren Sinn**. Da die Kultur kinematographisch ist, muß die Karte kinematographisch werden. Indem wir die Bewegung der Kultur in Serien fassen, machen wir unter Vermeidung von Hypothesen das Unsichtbare dem nachfolgenden Auge fühlbar als „Kartenerlebnis“.

IX. Die kinematographische Darstellung einer Gruppe von Kulturformen zielt nach einer Zusammenfassung — ideal genommen — aller Kulturwesenszüge. Nicht eine bestimmte Zahl, nicht bestimmte Kulturbeziehungen, sondern eine Allbeziehlichkeit, das heißt der volle Reichtum des Lebens können und kann den Sinn des Ganzen als ein geschlossenes Gewirktes, der Wirklichkeit der durch Logik und Abstraktionen statisch begrenzten menschlichen Vorstellung nahe bringen. Nicht das Nächstliegende darf über die Zusammenstellung entscheiden, sondern nur die Fülle der Lebensbeziehungen. Das Wirtschaftliche muß hineinleuchten in die Religion. Die Waffe soll verkettet werden mit Gesellschaftsformen. Die Tracht muß verwachsen mit dem Recht des Herkommens. Jedes einzelne aber muß in seiner Verbindung mit allen anderen erscheinen. Auf alle Fälle darf nichts bewegungslos und beziehungslos isoliert werden, denn dies würde dem Wesen der Kultur widersprechen.

Naturgemäß fordert diese Aufgabe eine weitgehende Kenntnis des Tatsächlichen. Das Institut verfügt heute bei Beginn der Veröffentlichungen über ca. 200 Verbreitungsentwürfe und das Grundlagematerial zu etwa dem doppelten Bestand. Somit kann jedes B- und C-Blatt dieses Atlases seinem Innenwesen entsprechend schon heute aus einem weitgehenden statischen Wissen und Tatsachenmaterial herausmodelliert werden, und ist demnach das Tempo der Veröffentlichungen nicht etwa von nebelhaften Hoffnungen, sondern nur von der Geschwindigkeit des Reifens abhängig.

Daß die vorhandenen und zur Veröffentlichung gelangenden Karten alles erreichbare Material enthalten müssen, ist natürlich vorausgesetzt. Daß mancherlei übersehen werden kann und sicher auch wird, entspricht der Mangelhaftigkeit der Berichterstatter, der Zufälligkeit der vorhandenen Forschungsberichte und der Ersthaftigkeit dieser Arbeit. Dieser Mängel sind wir uns sicher mehr bewußt als alle bisherigen Bearbeiter von Karten primitiver Kulturen; (— hat solches Bewußtsein übrigens nur unseren Mut gestärkt). Denn der bis heute kümmerliche Zustand der wissenschaftlichen Voraussetzungen auf unserem Gebiete fordert durchgreifende Taten und nur solche können das Wesentliche aus der immer mehr um sich greifenden Verzettelung erretten und alle Spezialkenner eines Gebietes veranlassen, uns mit Korrekturen zu unter-

stützen, worum wir herzlich bitten. Sollte ein Blatt einer wirklich bedeutenden Verbesserung bedürfen, werden wir uns nicht davor scheuen, vor Abschluß des Atlases es neu zu bearbeiten und durch eine Zweitausgabe zu ersetzen.

Bei aller Sorgsamkeit in dieser Richtung tritt für uns aber, dem Wesen der Kinematographie entsprechend, der Begriff der Richtigkeit im statischen Sinne, dem des Verständnisses im Kinematischen gegenüber zurück. Für letzteres erwachsen uns aber im Laufe der Zeit der Vorbereitung aus der Erschließung des Wesens der Kulturformen ausgezeichnete Anhaltspunkte.

Die Kultur ist überall organisch frei von allem Abstrakten und damit von jeder Art des Zufalles. Die Bewegungen führen auch nirgends zu einer Verfilzung, sondern überall zur Zusammenwirkung. Die Kultur lebt und atmet, bewegt sich von außen betrachtet vielleicht wie Flut und Ebbe, innerlich aber wie Geburt, Reife und Tod irgendeines anderen organischen Wesens; sie zeigt Altersklassen und irdische Gebundenheit. Überall, auch in Afrika, können wir mit Recht von einer Kulturgeschichte sprechen, von einer, in großen Zügen zeitlichen Auf- und Niederganges, geographisch sich ausdehnenden und zurückwellenden Kulturgeschichte, die als letztes Ergebnis eben jene tatsächlichen Formen hervorgerufen hat, die aus über- und nebeneinandergelagerten Kulturschichten bestehen. Diese in Afrika noch klarer als in Europa erhaltenen Komplexe und Konnexen stellen das naturnotwendige Wesen dar, das in kurzen Zügen die B-Karten erkennen lassen. Die Kenntnis der B-Karten stellt auch für uns die naturnotwendige Voraussetzung zum endgültigen Verständnis der C-Karten voraus.¹ Die A-Karten, zumal die a-Serie wird erst bei Abschluß des ganzen Werkes ausgearbeitet werden können, weil erst dann ganz klar ist, welche Wesenszüge die Kultur den einzelnen Völkergruppen im speziellen und vorzüglich zugelebt hat.

X. Der Atlas Africanus bedeutet den Abschluß fünfundzwanzigjähriger Vorarbeit und die eigentliche Begründung der Ordnung der Stoffe in der afrikanischen Kulturkunde, — gleichviel mit wie viel Irrtümern und Fehlern er im Äußeren auch noch belastet ist. Durch diese Karten spricht die Kultur selbst; gelehrte und traditionelle Hypothesen, die die Kulturkunde allzuschwer durch allzulange Zeit belastet hielten, werden durch solche Sprache ausgeschaltet. Dadurch, daß das Statische sich als taugliches und zuverlässiges Handwerkszeug und Arbeitsmaterial erwiesen hat, werden die Hilfswissenschaften in natürlicher Weise auf die ihnen zukommende Einstellung zum Ganzen zurückgeengt. Die einzelnen Disziplinen treten als gleichbedeutend nebeneinander: Architektur neben Sozialbau, Technik neben Sprache und Religion neben Wirtschaft. Es zeigt sich nun, daß man Kulturkunde nicht betreiben kann nur aus einer Disziplin heraus und zumal die Philologie, die durch einseitige Gliederung den Vormarsch zur Kenntnis der Ordnung des Kultursinnes lange aufgehalten hat, wird sich nunmehr mit geringeren Vorrechten begnügen müssen.

Tatsachen, klare, unbeirrbar, wenn auch sicherlich zuweilen nicht ganz irrtumsfrei gesehene Tatsachen, bedeuten von nun ab die Entscheidung in Kulturfragen, die aus den Tatsachenverbindungen heraus zu beantworten sind. Und weil die Tatsachen nicht mehr nur als statisches Material der physischen Wissenschaftsauffassung sondern nun auch der metaphysischen Weltanschauung zu dienen vermögen

¹ Natürlich stellen die C-Karten das Bedeutsame für die allgemeine Erschließung der Kultur dar, werden in diesem Sinne aber erst nach selbstverständlicher Erledigung der historischen Probleme durch die B-Karten durchsichtig, welches seinerseits also eine Voraussetzung und demnach bald zu erledigen ist. Wir hoffen dementsprechend diese B-Karten im Laufe des nächsten Jahres vollkommen zum Ausdruck bringen zu können. Der Zeitpunkt ihrer Veröffentlichung hängt nur noch von der Frage ab, welche Blätter für die C-Karten aufgespart werden müssen, um so von vornherein die Zahl der etwa doppelt erscheinenden Kartogramme möglichst einzuschränken.

Zum Verständnis der Entstehung der Kartogramme folgendes: Im Afrika-Archiv sind vereinigt

1. die die afrikanische Völkerkunde betreffende Literatur,
2. die auf ca. 500 Stämme sich beziehenden Originalberichte der Umfrageabteilung des Afrika-Archives,
3. die Originalberichte der Deutsch-Innerafrikanischen Forschungs Expedition.

Die ebenmäßig aus diesen Beständen ausgezogene Exzerptur liefert das Material der Eintragung, die in Fällen sehr vieler Notizen und sich stark häufender Vorkommnisse auf Spezialblätter in 1:4000000, in den Fällen weniger ausgiebig fließender Quellen sogleich auf Blätter von 1:14000000 stattfindet. In der kartographischen Abteilung erfolgt dann eingehende Nachprüfung und Reduktion auf die im Atlas hervortretenden Blattgrößen. Die Quellenangaben zu den Karten werden in den Abhandlungen des Institutes entweder gelegentlich einer umfassenden Arbeit oder nur aufzählungsmäßig abgedruckt werden.

und ihr wieder Ausdrucksmöglichkeit und Sprache verleihen, ja, man kann sogar sagen: indem hiermit ein Tatsachenbereich aufgedeckt wird, das zur metaphysischen Weltanschauung zwingt, gewinnt der Atlas Africanus den Sinn eines Merkmales zwischen dem 19. und 20. Jahrhundert.

Das Leben der Kultur wirkt hier mit der Wucht seiner äußeren Tatsächlichkeiten. Namen werden verweht, Autorenruhm schwindet. Demütig danken wir, meine Mitarbeiter und ich, dem Schicksal, daß es uns solchem Werke dienen ließ.

Welche Bedeutung heute der Atlas Africanus, morgen sicherlich ein Atlas Americanus usw. für die Kulturanschauung der Menschheit gewinnen muß, zeigt schon die erste einfache Belehrung durch die Karten. Afrikas Kultur erwächst aus einer Kulturdualität, der matriarchalischen hamitischen Kultur einerseits, der patriarchalischen äthiopischen Kultur andererseits. In allem Gegensätzlichen bedeuten sie sich überall eine Ergänzung. Keine ist denkbar ohne die andere, keine physisch ableitbar aus der andern.

Hier lebt uns das Phänomen aus einem Dasein, das wir nur im Plane des „Ur und Ewig“ zu erfühlen vermögen, entgegen.

XI. Noch vor hundert Jahren lag das Innenwesen Afrikas in der schlummernden Unbekanntheit, in die es die stets alle großen Unternehmungen unterbindenden Geschäftsgeheimnisse vordem des Gold-, später des Sklavenhandels vergraben hatten. Die bewohnte Erde war in großen Zügen erschlossen, dem Einfluß der Entdecker, Händler, Kolonisatoren und Wissenschaften ausgeliefert, die die Kulturen zersetzten, erredeten und besprachen, bis diese der Wesenheit europäischer Auffassungsweise verfallen waren und ihre Eigensprache für unser Ohr verloren hatten. Dann erst — vor 100 Jahren — begann die Erschließung des großen, durch Verschleierung sich selbst eigen gebliebenen Afrika.

Zum andern: Vor einem Jahrhundert hob Joh. Gottfr. Herder den Bann der europäischen, damals westlich einengenden Vorstellung vom Werden und Sein der Kultur auf. Die Stimmen der Völker und die Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit bereiteten eine neue Zeit vor, die im Verlaufe von 100 Jahren auf dem durch eine Unsumme von fleißigen und sorgfältigen Arbeiten gebildeten Wege, den Taten und der Philosophie des 20. Jahrhunderts zustrebten. Die Welt hinter dem Spiegel ward sichtbar und das, was Hunderte und Tausende von gelehrten und analysierenden, klugen und geistreichen Darlegungen übersprochen hatten: die Einheit des Wesens der Kultur zeigt heute nach 100 Jahren ihre ersten Strahlen am Horizont.

Ein Jahrhundert Entdeckungsgeschichte; ein Jahrhundert Forschungsbetrieb und: Afrika wird nun erweckt, wird uns Erlebnis der Kultur. Die einzige heute noch nicht durch Philologie, Geschichtszergliederung und sonstige Einzelforschung der Spiegelsicht der materialistischen Periode verfallene Kulturwelt zeigt ein Eigenlicht, das auch unser Sein zu beleuchten vermag. Einige Miterlebende glauben, dieses Licht könne uns eine Kunst, oder sonstwie Kultur reichen oder auch verlorenes, naives Kultursein zurückgeben. Ein Irrtum. Afrika wird uns lehren, was primitive Kultur ist, wird uns frei machen von Voreingenommenheiten in der Beurteilung unser selbst. Die Kulturen jeden anderen Erdgebietes sind entweder so durchwühlt, durchgrübelt, durchdacht, von uns übertüncht und in ihrer Aussichherauswirkung behindert, oder aber uns so fremd, oder uns so entfremdet, daß keine einzige für uns eine so gewaltige Ausgesprochenheit, lautstarke Vernehmlichkeit und selbstverständliche Überzeugungskraft besitzt, wie diejenigen Afrikas, das — vor unserer Haustüre an Sinn und Wesen uns am nächsten liegt.

Vor unserer Haustür: Seit 50 Jahren steigt uns aus den Schottern europäischer und westasiatischer, geologischer, urgeschichtlicher und historischer Vergangenheit, die stets wachsende, durch Hunderte von gelehrten Hämmern zur Stahlhärte geschmiedete Chronologie empor. Der früheren Wissenschaft, die mit papierenen Dokumenten arbeitete, folgte die der Inschriften in Stein und zuletzt jene, die aus Eiszeiten, Erdumwälzungen und geologischen Perioden kalte, nüchterne Zahlenreihen und Testate ableitete. Unter allen großen Ergebnissen des 19. Jahrhunderts bietet diese Tatsachenbuchung wohl die nächste Möglichkeit, eigenes Sein anders zu erschauen und die Sehweise des eigenen Werdens umzubilden. Denn als Quelle der Kultur darf fürs erste nicht mehr Asien, als Abschätzung einer „Weltgeschichte“ nicht mehr die nunmehr verkümmerte, mumienhafte Tradition unserer jüngsten Weltanschauung der Spiegelsicht gelten. Nun wissen wir: Die ersten Kulturreste bietet nicht Asien, sondern S. W. Europa — N. W.

Afrika (Hubert Schmidt, Wilke, Schuchhardt, Obermaier, Bayer etc.); unsere „Weltgeschichte“ ist aber zu dem Bruchteilchen und Nurletzensprossen eines riesenhaften Werdens und Seins zusammengeschrumpft. In dieser Gesamtheit hat sich mehr und mehr vordem als wesentlich Erachtetes als bedeutungslos, Unbeachtetes als Sinnbildendes dokumentiert. Die eklektische Zusammenfassung der Geschichte der Hochkulturen aller Erdteile, die jahreszahlenreihende Zentimeterberechnung von Papyrusrollen, die mythologisch und philologisch um sich wirkenden Auslegungskünste rationalistischer Experimentalisten haben uns zuletzt vor ein Chaos zwar klarer, aber kalter, eiskalter Tatsachen gestellt, — vor Tatsachen, die ebenso leblos und dürr sind, wie die papierenen und steinernen, historischen und geologischen Dokumente.

Am Ende dieses Jahrhunderts, das sich in Innereuropa dadurch auszeichnet, daß Religiosität trotz unverständlicher Dogmen wirkt, daß das Rechtsgefühl trotz lawinenartig sich überstürzender Rechtsgesetze weiterlebt, daß Liebe und Bekenntnis zum Werke trotz der kulturwidrigen Mechanisierung der Gemeinschaftsleitung weiterschaffen — am Ende dieser Zeit steht als deutliches Symbol hinter dem kreischenden Gegensatz von antimetaphysischer „Weltgeschichte“ und physischer „Weltanschauung“ die Sehnsucht zur Einsicht, zur Durchsicht.

Den alten Babyloniern, Indern, Israeliten, Griechen, — allen, allen alten Völkern floß geschichtliches Werden, Werden der Umwelt, Verstehen des Seins, des Gewesenen und des Zukünftigen zu einer Einheit zusammen. Das war Einheit der Weltgeschichte und der Weltanschauung. Das Christentum war solche Einheit. Noch Goethe rang um sie und gewann sie. Ihm aber folgte das 19. Jahrhundert. — Und heute, am Ende dieses, leben wir vor den toten Zahlen und Tatsachenreihen aus naturhistorischer und technischer, aus prähistorischer und historischer spezialisierender und auflösender Forscherarbeit in einem Zustande, aus dem heraus Treu und Glauben ersetzt wird durch Paragraphen, Selbstsein durch Eklektizismus, Weisheit durch Wissen, Liebe zur Weisheit aber durch Geschichte der Philosophie. Und wer würde heute noch den Versuch wagen, dem Toten und Starren aus dem analysierenden Wesen dieser immer mehr anorganisierenden Kräftespiele heraus den Odem einzuhauchen?

Keiner unter den Lebenden unserer Welt.

Wir verschweigen.

Die Wesenheit jener afrikanischen Kultur aber verkündet.

Jetzt spricht aus dreimal gesegneter Todesverschwiegenheit dies erst im Laufe der letzten 100 Jahre erschlossene und daher noch unbesprochene Afrika, das sich vom Rande der Urheimat der Kultur nach Süden erstreckt, eine Sprache, die nichts mit der unseres letzten Jahrhunderts zu tun hat, seine Sprache, die aus einem „Ur und Ewig“ klingt, seine Sprache, die nicht den Zufall kennt und nicht das Gesetz, nicht die Analyse und nicht das Pergament, — seine Sprache, die noch die der Wesenheit der metaphysischen Kultur vor der Schrift ist, — seine Sprache, die mit dem lapidaren Satze beginnt: Das Sichtbare ist Wirkung des Unsichtbaren, Tatsache Ausschlag der Wirklichkeit.

Diese Sprache ist mehr als nur die eines fremden Erdteils; wo unsere vertikal gerichtete Spatenarbeit nur Grundriss der Hausung liefert, da weben drüben noch unter hochaufragendem Dache zugehörige Wirtschaft und Tagesabwicklung; wo unsere, gleich ihren Dokumenten todesstarrten Zahlen und Tatsachenreihen von oben nach unten rückwärtsführen in graue, undurchsichtige Nebel- und Steinmeere, leuchtet das Licht jener Welt auf die gleichperiodische, horizontale Wellenbildung von Lebensform und Wesensgemeinschaft zurück. Letzte fossile Knochen der Kulturskelette bei uns sind dort noch Teile eines atmenden, blutwarmen Organismus.

Solche Sprache verkündet mehr als nur Einerdteiliges. Es ist die Sprache der Kultur selbst, eben die Sprache, die aus Tatsachen heraus zu dem hinter der schreienden Gegensätzlichkeit von Weltgeschichte und Weltanschauung liegenden Dasein führt. Solchem Klange wird jedes ernste Denken zunächst zuschweigen und ehrerbietig lauschen: dieser am Ende ersterbender, materialistischer Epoche nunmehr wieder vernehmbar werdenden Sprache der metaphysischen Welt.

München, September 1921.

L. Frobenius.

STOFFE

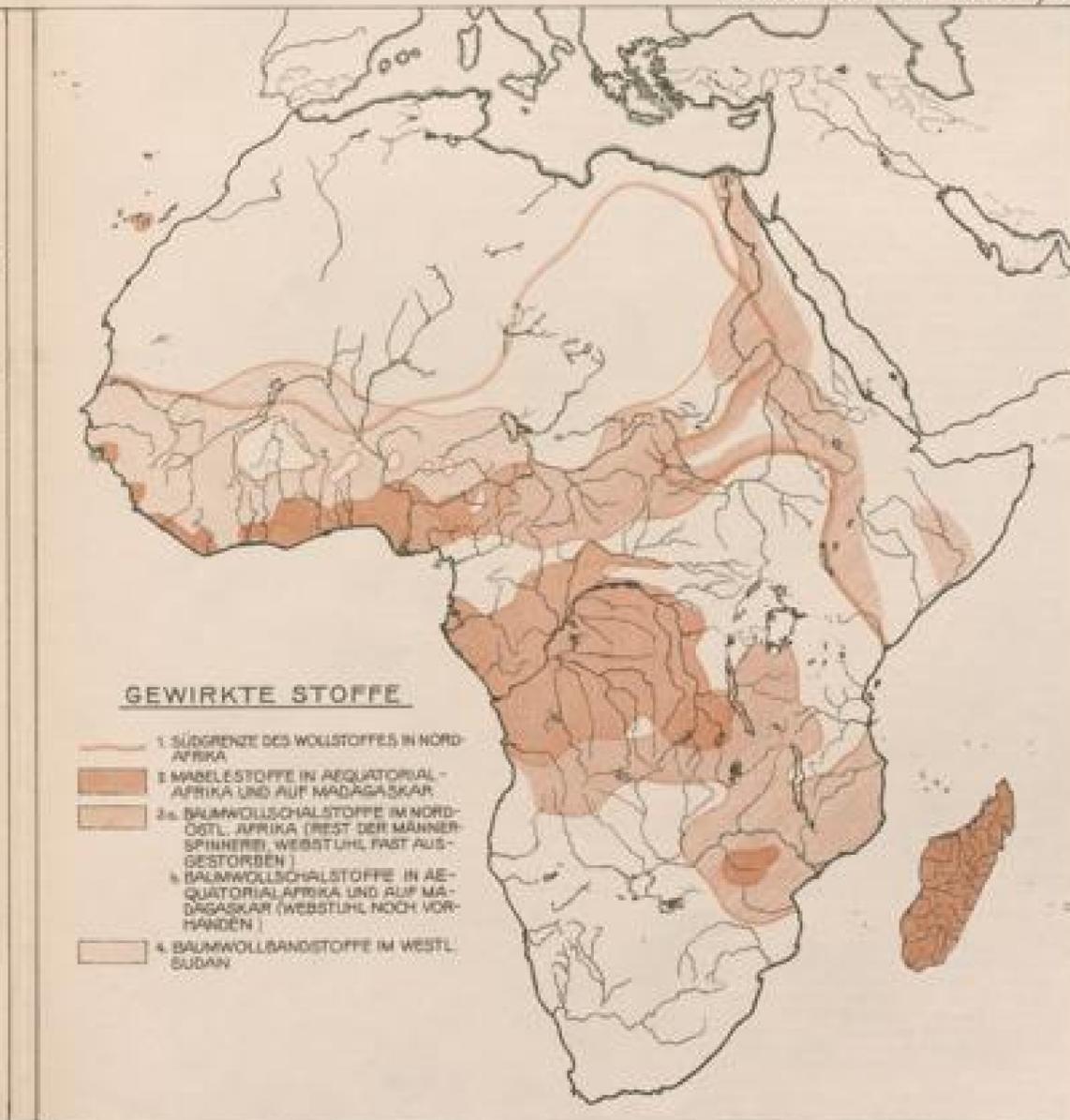
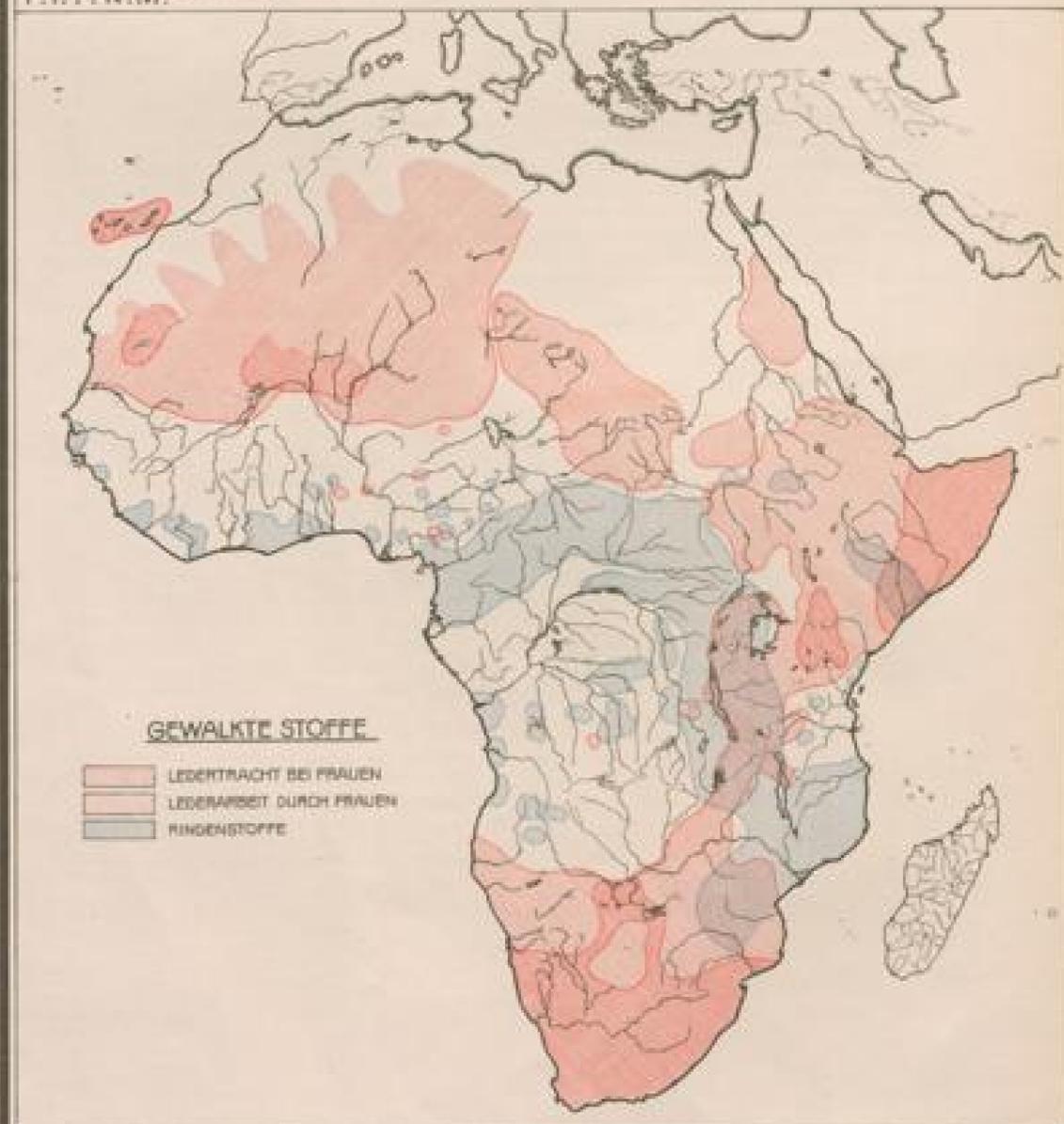
CI

Nº

STOFFE DER TRACHT

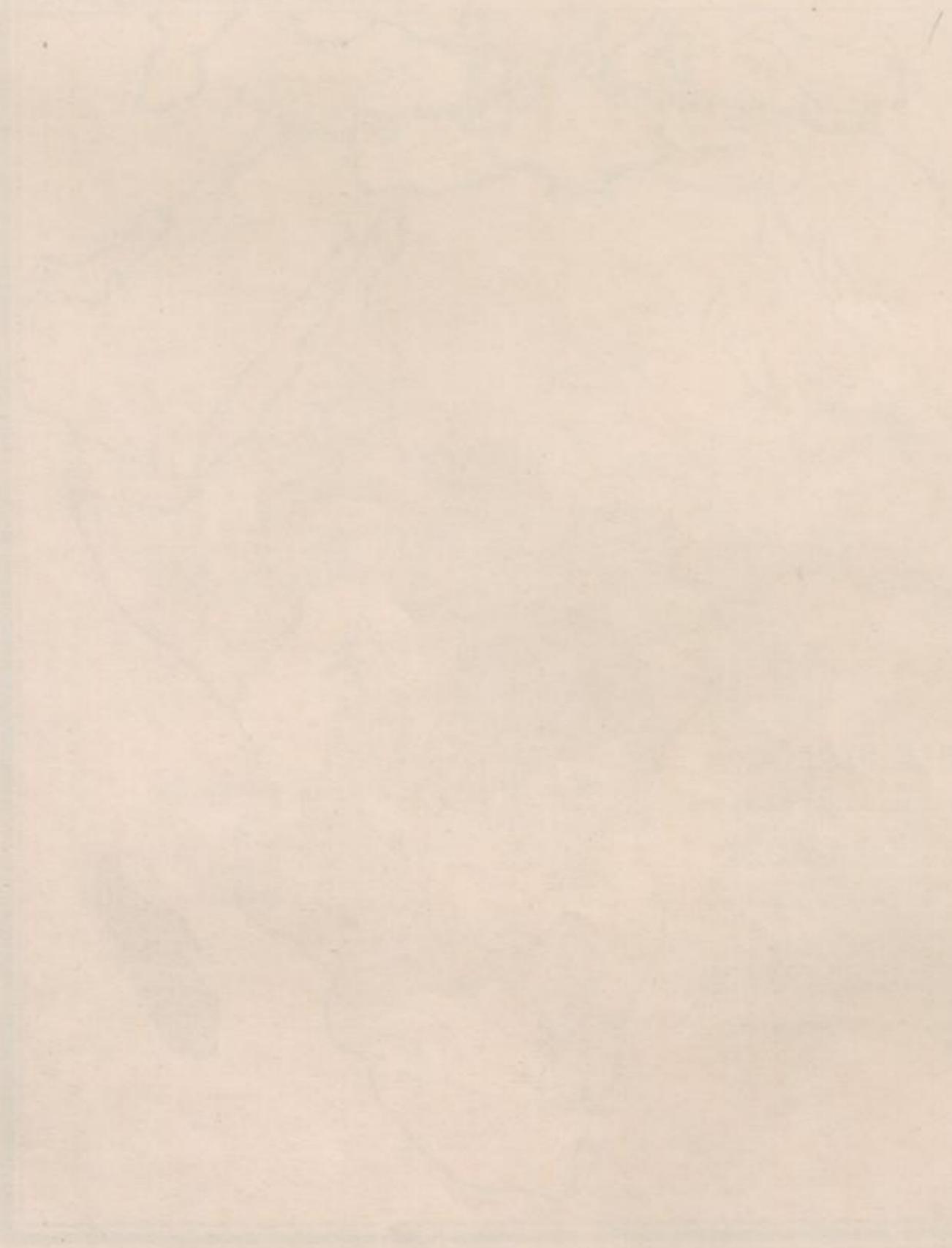
ENTWORFEN VON DR. K. v. BOECKMANN
F. I. F. K. M.

BEARBEITET VON L. RITTER v. WILM
AFRIKA ARCHIV SEPT. 1921



LIBRARY

UNIVERSITY OF FRANKFURT



Stoffe der Tracht.

Für die kinematische Daseinsform der Kultur, d. h. ihre in ständiger Erfindung und Verflechtung neuer Formen sich auslebende Bewegtheit, bietet die Entwicklung der afrikanischen Trachtenstoffe insofern ein anschauliches Beispiel, als es hier in besonderer Klarheit möglich ist, eine frühe Periode autochthoner Formen von einer späteren Periode einwandernder Fremdformen und großer Verschiebungen abzugrenzen. Fünf einheimische Stoffarten, aus denen der Afrikaner sehr verschiedenartige Trachten herstellt, sind diesem Versuch zugrunde gelegt: das Leder, die Baumrinde, die Wolle, die Palmfaser und die Baumwolle. (Importierte Stoffe sind in dieser Arbeit nicht berücksichtigt.)

In großem Bogen von den Kanaren bis zum Kapland übergreifend (vergleiche zum Folgenden die Karte „Gewalkte Stoffe“) dehnt sich das Leder aus, nach Westen bis an die Grenze der hamitischen Kultur vorrückend. Leder als Trachtenstoff ist ein Symbol hamitischer Kultur. Nun ist bekannt, daß innerhalb dieser sehr stark auf Vieh-, besonders Haustierzucht und die Verwendung tierischer Produkte eingestellten Kultur die Fürsorge für das Vieh und die meisten damit zusammenhängenden Arbeiten von jeher Sache der Frau gewesen ist. Nur auf hamitischem Boden ist es allgemein üblich, daß die Frau melkt, daß sie mit tierischer Faser näht usw. So dürfen wir auch für das Leder eine hamitische Besonderheit erwarten, die sich darin zeigt, daß die Lederei, und zwar ein ausgebildeter Gerbprozeß, wiederum Frauenarbeit ist. Heute decken sich Frauenledertracht und Frauenlederei nicht mehr überall; spätere Zersetzungen haben das Bild verändert. Die Gesamtlagerung und Analogien, die später berührt werden sollen, lassen jedoch durchaus den Schluß zu, daß beides der ursprünglich allgemeine hamitische Zustand gewesen ist.

Was die hamitische Frau aus der Tierhaut herzustellen weiß, trägt sie in der Hauptsache auch selbst; m. a. W., die hamitische Ledertracht ist vorwiegend Frauentracht. Wir haben hier eine in ihrer kausalen Verknüpfung nicht ganz durchschaubare, als morphologisches Gebilde aber trotzdem verständliche Linie vor uns, die von der viehzüchtenden zur gerbenden Frau führt und in einer jener nicht weiter ableitbaren Kapriolen der Kultur auch das Gewand aus Leder zu einem Prärogativ der Frau macht.

Daß wir es bei der Frauenledertracht und Frauenlederei mit einer uralten hamitischen Erscheinung zu tun haben, geht schon daraus hervor, daß Herodot (IV. Buch, Abschnitt 189) Ledertrachten der Frauen bereits bei den Labyrinthfesten feststellt und beschreibt. Außerdem muß hier auf die bedeutungsvolle Annahme Obermaiers (Jahrbuch der Urzeit) hingewiesen werden, nach der auch im vorgeschichtlichen Südeuropa die Lederei von Frauen ausgeübt wurde. So stehen wir hier an einer der vielen und wichtigen Berührungsfelder der Ethnologie mit der Prähistorie, zugleich aber vor einer Brücke, die von der afrikanischen zur europäischen Kulturforschung hinüberweist und für die letztere wichtige Aufschlüsse aus Afrika erhoffen läßt.

Weist so die Verbreitungskarte der hamitischen Ledertracht bereits über Afrika hinaus, so zeigt sie andererseits auch innerhalb Afrikas noch eine hier zu erwähnende Besonderheit. Hamitische Kulturzentren, d. h. Kraftausstrahlungspunkte liegen im Norden, Nordosten und Süden, nicht aber an der Ostküste zwischen Kilimandscharo und Sambesi. Auf der Karte der Ledertracht wird nun in besonderer Klarheit auch einmal der Weg erkennbar, den nabeliegender Verbindungsstreben zwischen dem hamitischen Nordosten und dem Süden eingeschlagen hat, nämlich vom Viktoriasee durch die Wahumastaten am Bangweulosee vorbei in das Sambesigebiet. Diese Brücke hat (wie schon das Kartogramm deutlich erkennen läßt) ethnologisch eine besondere Bedeutung, da sie durch ursprünglich zweifellos nicht hamitisches Kulturgebiet führt.

Nämlich durch äthiopisches. Damit stehen wir im Bereich der zweiten großen afrikanischen Kultur. Hier herrscht, noch heute im Westen, im Zentrum und mit Anschluß an die Ostküste bei Mozambik nachweisbar, eine gänzlich andere, ja man darf sagen, schroff gegensätzlich geartete Tracht, das Gewand aus Baumrinde. Auch diese Tracht ist uralt und früher sicher in ganz Zentralafrika verbreitet gewesen. Die zahlreichen Einschnürungen im Sudan und im Kongogebiet wären ethnologisch nicht zu erklären, wenn nicht ursprünglich eine Ausfüllung der ganzen Fläche bestanden hätte. Außerdem wurden von Reisenden an vielen Orten, besonders im südlichen Kongogebiet, rindenstoff-

liefernde Bäume angetroffen, die ehemals zu Zwecken der Rindengewinnung dort angebaut wurden. Das Rindenkleid darf somit analog der hamitischen Ledertracht als ein Symbol der äthiopischen Kultur angesehen werden. Sein Gegensatz zum hamitischen Ledergewand beruht vor allem darauf, daß es sich beim Leder um ein tierisches, bei der Rinde um ein pflanzliches Produkt handelt, bei den Hamiten die Frau den Stoff herstellt und in der Hauptsache auch trägt, während es bei den Äthiopen genau umgekehrt ist. Zwar verschmäh auch der jagende Äthiope die Haut erlegter Tiere nicht, aber während die hamitische Frau sie kunstvoll gerben und zu einem Gewand verarbeiten würde, läßt der Äthiope sie nur austrocknen, um sie sich dann nicht als Kleidungs-, sondern als Schmuck- und Prunkstück und auch das nur gelegentlich umzuhängen. Die Tierhaut wird ihm nur zum Fell, nicht zum Stoff im handwerklichen Sinne.

So beherrschen das Leder und die Rinde, in ihrer Verbreitungsgrenze eine uralte Kulturscheide offenbarend, das vorgeschichtliche Afrika, ein Zustand, der bei allen Bewegungen im einzelnen doch ein Gesamtbild monumentaler Gegensätzlichkeit gezeigt haben dürfte.

Eine spätere Periode schwerer Erschütterungen hat diesen alten Zustand zerstört. Europa und Asien, aus großen Befruchtungen mächtig aufstrebende Kulturen hervortreibend, werden expansiv. Sie senden Wellen aus, die auch Altafrika treffen und dort einbrechen. Mit diesen Wellen kommen auch neue Trachtenstoffe und zwar gewirkter Art herein, Nahrungsmitteln vergleichbar, die dort heimisch werden, wo eine Aufnahmefähigkeit für sie besteht, dort aber verkommen, wo der lokale Organismus sie als allzu fremdartig ablehnt. Im Norden, also auf hamitischem Gebiet, trifft eine Bewegung den afrikanischen Kontinent, die als neuen Trachtenstoff die Wolle einführt, nach Süden bis an den Sudan heranrückt und im Nordosten am Roten Meer entlang bis zur Somalikküste hinabgreift (vgl. zum Folgenden die Karte „Gewirkte Stoffe“). Der Hamite zeigt sich aufnahmefähig für diesen Stoff, der mit seinem Leder die tierische Herkunft gemeinsam hat und außerdem in Verbindung mit einem Webstuhl erscheint, den hier — im Bereich der gerbenden Hamitenfrau — wiederum die Frau bedient.

Eine zweite Welle landfremder Trachtenstoffe trifft Afrika im Südosten. Jedoch ist es hier kein tierischer, sondern ein pflanzlicher Stoff, der sich von Madagaskar her den Sambesi hinauf bis weit in das Zentrum des Rindenkleides vorschleibt, der Palmfaserwebstoff (Mabele). Diese Palmfaser war bis vor kurzem in Madagaskar allgemein verbreitet und ist noch jetzt in einer zwischen dem madagassischen und dem zentralafrikanischen Palmfasergebiet liegenden Enklave (die Makalanga im alten Monomotapa) nachweisbar. Damit werden die auf der ersten Karte sichtbaren vielen Einschnürungen im zentralafrikanischen Rindengebiet verständlich als Zersetzungen des alten äthiopischen Zustandes durch Umsichgreifen der Palmfaser. Außerdem darf aus den heutigen Verbreitungsresten der Palmfaser (Madagaskar — Makalanganklave — Zentralwestafrika) darauf geschlossen werden, daß die Palmfaser auf ihrem Siegeszug gegen die äthiopische Rinde einstmalig die ganze Fläche von Ost-Madagaskar bis Gabun erobert hatte, bis wiederum ihr selbst ein überlegener Gegner erwuchs.

Doch bevor wir darauf eingehen, soll noch auf das Palmfaservorkommen an der Nordguineaküste hingewiesen werden. Man könnte versucht sein, in den hier sichtbaren Enklaven letzte Ausstrahlungen der madagassischen Westbewegung zu sehen. Genau läßt sich diese Frage noch nicht entscheiden. Doch muß auffallen, daß ähnliche Stoffe aus ungesponnener Faser auch in alten Guanchengräbern auf den Kanaren aufgefunden wurden und daß sowohl das alte Karthago wie das alte Ägypten Webstoffe dieser Art gekannt haben. Es könnte sich folglich bei der nordguineischen Palmfaser auch um letzte Ausstrahlungen aus dem Mittelmeergebiet handeln, die hier mit der madagassischen Bewegung zusammenstießen. Ja diese Vermutung gewinnt dadurch noch größere Wahrscheinlichkeit, daß der atlantische Weg nach Westafrika als alte Kulturstraße auch aus anderen Gebieten bereits bekannt ist (Goldküste, Ifo), hier also in der Tat die Vollendung eines Innerafrika umströmenden Kulturkreislaufes erkennbar zu werden scheint.

Zur weiteren Charakterisierung der Palmfaserstoffe sei noch darauf hingewiesen, daß die Bereitung des Fadens (nicht dagegen das Spinnen) Männerarbeit ist, daß die

Weberiauf einem Griffwebstuhl erfolgt, der breite Stoffstücke (je nach der Dimension des Webstuhles) liefert und daß endlich die Verbreitung dieses Stoffes sich im großen und ganzen mit dem Verbreitungsgebiet der Mattenflecherei deckt, die hier gleichfalls Männerarbeit ist. (Bei den Hamiten ist die — gänzlich anders geartete — Mattenflecherei wiederum Frauenarbeit.)

Wir sagten oben, daß auch der Palmfaser ein Gegner erwuchs, der ihre Herrschaft erschütterte, ihr Zerstörungswerk am alten äthiopischen Rindengewand allerdings verstärkt aufnahm. Dieser Gegner ist die Baumwolle, die an drei Stellen in Afrika landet und überall sehr energisch um sich greift. Uns interessiert hier zunächst die mit der Palmfaser in Konflikt geratene Bewegung. Diese Bewegung setzt wahrscheinlich genau dort ein, wo auch die Palmfaser den afrikanischen Kontinent berührte, nämlich im Mozambikgebiet, und ist auch auf Madagaskar nachgewiesen. Von dieser Einbruchsstelle aus dringt die Baumwolle in zwei Richtungen vor, einerseits nordwestlich bis zum Viktoriassee, andererseits über Lunda bis zur Angolaküste. Das Kartogramm dieses ganzen Prozesses ist in mehreren Beziehungen wichtig: ursprünglich die Ruhe altäthiopischer Rindentracht, dann Einbruch der Palmfaser und schließlich Verfolgung der Palmfaser durch die Baumwolle, mit dem Ergebnis, daß nun in unaufhaltsamem Ansturm Palmfaser und Rinde immer weiter verschoben, eingeschnürt, vernichtet werden, bis nur noch die auf der Karte sichtbaren Enklaven und Einschnürungen übrig bleiben. Ein kulturhistorisches Bewegungsbild von geradezu dramatischem Aspekt!

Wie ist es nun mit den einzelnen Elementen dieser südöstlichen Baumwollbewegung, die wir schon hier als süderythrische bezeichnen dürfen? Im wesentlichen genau wie bei der Palmfaser! Auch hier herrscht der Griffwebstuhl, werden breite Stoffstücke hergestellt, bereiten die Männer den Faden, ja spinnen und weben sie sogar. Diese Beziehung möge zum Verständnis des Folgenden festgehalten werden.

Denn mit dieser süderythrischen Baumwollbewegung korrespondiert eine ganz ähnlich geartete norderythrische Bewegung, die vermutlich im Bannkreis des alten axumitischen Reiches einsetzt, sich nach Norden den Nil hinauf, nach Südosten bis zur Somaliküste verbreitet, hier allerdings sich nicht in vollem Umfang zu behaupten vermag und ihre Hauptfolge erst auf den Vormarsch nach Westen erzielt, der sie bis zu den Stämmen am Benueknieführt. Allerdings hat diese norderythrische Baumwolle sich für ihren Einbruch in Afrika ein bedeutend schwierigeres Gelände erwählt, als ihre süderythrische Schwester, nämlich die uralte und immer wieder von Strömungen verschiedenster Art aufgesuchte sudanische Kulturstraße. So ist es nicht erstaunlich, daß die norderythrische Baumwolle mannigfachen Zersetzungserscheinungen anheimgefallen ist, die ihr ursprüngliches Bild stark verwischt haben. Trotzdem ist aber auch hier die Bestimmung der alten Elemente noch möglich. Die norderythrische Baumwollbewegung zeigt genau wie die süderythrische den Mann als Spinner, ferner noch heute eine deutliche Tendenz nach breiten Stoffen, die allerdings nicht mehr in Stücken, sondern (unter Anpassung an eine dritte, noch zu besprechende Baumwollbewegung) in Streifen hergestellt werden und endlich Reste eines alten Griffwebstuhls, von dem Wilson und Felkin noch eine Abbildung aus Wadai zu bringen vermochten. Also genügend Merkmale, um eine Verwandtschaft mit der süderythrischen Baumwolle behaupten zu dürfen.

Auf ihrem Vormarsch nach Westen ist diese norderythrische Baumwolle mit einer dritten Baumwollbewegung zusammengestoßen, die allem Anschein nach an den Syrten einsetzt, bis in den Westsudan vorstößt und sich dort erst festsetzt. Daß bei zwei Baumwollbewegungen verschiedener Art wechselseitige Beeinflussungen nabelagen, bedarf keines Beweises. Bemerkenswert ist aber, daß die norderythrische Baumwolle sich dieser syrtischen Form unterlegen zeigte.

Die syrtische Baumwolle bringt als entscheidende Abweichungen statt des Griffwebstuhles den Trittwebstuhl, statt der Breitstoffe lange, schmale, bandartige Stoffe, und die Frauenspinnerei. Dieser syrtische Trittwebstuhl wird von der norderythrischen Baumwollbewegung übernommen, allerdings, wie wir sahen, nicht restlos, sondern mit einer technischen Umbildung, die es ermöglicht, auf ihm die alt-

gewohnten breiten Stoffe (wenn auch nicht mehr in Stücken, sondern in Streifen) herzustellen. Im ganzen muß von diesen drei Formen der Baumwolle gesagt werden, daß eine nähere Verwandtschaft nur zwischen den beiden erythrischen Formen angenommen werden darf, während die dritte Form einen Gegensatz darstellt.

Was ergibt sich nun im kulturmorphologischen Sinne aus diesen Kartogrammen? Zunächst die ruhelose Bewegtheit der Kultur und aller ihrer Gestaltungen. Dann aber eine klare Duplizität von zwei frühen afrikanischen Trachtenstoffen, mit ganz verschiedenartigen, teilweise schroff gegensätzlichen Wesensmerkmalen. Nicht das allein aber ist bedeutsam, daß in Afrika das Leder und die Rinde verschiedene, scharf getrennte Verbreitungsgebiete haben. Ja selbst die Tatsache, daß dieser Zustand durch spätere Invasionen aus anderen Ländern gestört wurde, ist zunächst eine mehr historische Bedeutsamkeit. Das, worauf bei dieser kulturmorphologischen Betrachtung der Nachdruck gelegt werden soll, ist das Verhalten der beiden großen Kulturen Afrikas zu einwandernden Fremdstoffen.

Wir sahen oben eine Bereitschaft der hamitischen Kultur zur Bevorzugung tierischer Stoffe, während die äthiopische Kultur sich stärker auf pflanzliches Material eingestellt zeigte. Das gleiche finden wir bei anderen im Atlas Africanus dargestellten Verbreitungen: so z. B. Tiersalz im Gegensatz zum Pflanzensalz, das Angareb (ein Bett mit Ledergurten) im Gegensatz zur Kitanda (ein Bett aus Holzstäben), das Sackgebläse mit Lederverwendung im Gegensatz zum Holzgebläse. Was geschieht nun dort, wo auf diese gegensätzlichen Dispositionen der beiden Kulturen einwandernde Fremdstoffe treffen? Es setzt ein sehr merkwürdiges Kräftespiel von Anziehung und Abstoßung ein, das zum Schluß mit einigen Beispielen verdeutlicht werden soll.

Während die Wolle (wie das hamitische Leder ein Stoff tierischer Faser) vom hamitischen Boden in großer Flächenausdehnung Besitz ergreift, an den Grenzen des äthiopischen Rindenklaides aber plötzlich haltmacht, beginnen Palmfaser und Baumwolle (wie die äthiopische Rinde Stoffe pflanzlicher Faser) erst im äthiopischen Rindengebiet ihr großes Zerstörungswerk. Palmfaser und Baumwolle kreuzen vorher zwar an mehreren Stellen hamitisches Kulturgebiet, hinterlassen gelegentlich wie die Palmfaser auch eine große zusammenhängende Enklave oder schieben, wie die süderythrische Baumwolle, ihre Grenze ein Stück weit in hamitisches Gebiet hinein, erzielen hier aber nirgends die charakteristischen vielen kleinen Einschnürungen und Zersetzungen, die ihren Erfolg auf äthiopischem Gebiet so auffallend dokumentieren. So muß z. B. die syrtische Baumwolle das ganze hamitische Kulturgebiet des Nordens ohne dauernde und ethnologisch entscheidende Erfolge durchlaufen, bis ihr erst das westsudanische Gebiet äthiopischer Rindentracht den für ihre Ansiedlung geeigneten Nährboden liefert.

Genau so verhält es sich mit den verschiedenen Webstoffen. Während der von Frauen bediente Wollwebstuhl nur dort zu finden ist, wo die Althamitin bereits als Gerberin tätig war, entfaltet sich der von Männern bediente Griffwebstuhl erst im Bereich des die Rinde walkenden äthiopischen Mannes. Wo dieser alte Griffwebstuhl bei seinem Vordringen in Afrika nach kurzer Zeit äthiopisches Gebiet erreicht, wie an der süderythrischen Landungsstelle, bleibt er erhalten; wo er aber in hamitisch-äthiopisches Grenzgebiet gerät, wie bei dem norderythrischen Vorstoß, wird er umgebildet oder ganz verdrängt. Die hamitische Kultur lehnt zunächst den Pflanzenstoff, die Männerweberei und die Männerweberei in ähnlicher Weise instinktiv ab, wie umgekehrt die äthiopische Kultur den tierischen Stoff und die mit ihm zusammenhängenden Frauentechiken. Natürlich sind Verwischungen dieser Scheidelinie und abweichende Sonderfälle überall vorhanden. Sie erklären sich zwanglos aus dem Entwicklungsverlauf der zweiten Periode. In dieser Periode wird der altafrikanische Zustand eines Verbreitungsausgleiches der Leder- und der Rindentracht durch Einwanderung verschiedener Fremdstoffe und damit durch einen Zustand verstärkter Kulturbewegungen abgelöst. Ein immer mehr anschwellender Vermischungs- und Umbildungsprozeß ist die Folge. So entstehen natürlich auch vereinzelt Neubildungen, deren Genesis heute unbestimmbar bleibt. Das kulturgesetzliche Walten einer elementaren Tendenz können sie gleichwohl nicht in Frage stellen.

Dr. Kurt von Boeckmann.

BETT UN

ENTWICKELUNG DER FROBERUNG

FRANZÖSISCH



CIV

Nº

BETT UND HAUS

ENTWORFEN VON LEO FROBENIUS
F. I. F. K. M.

BEARBEITET VON L. RITTER v. WILM
AFRIKA ARCHIV SEPT. 1921

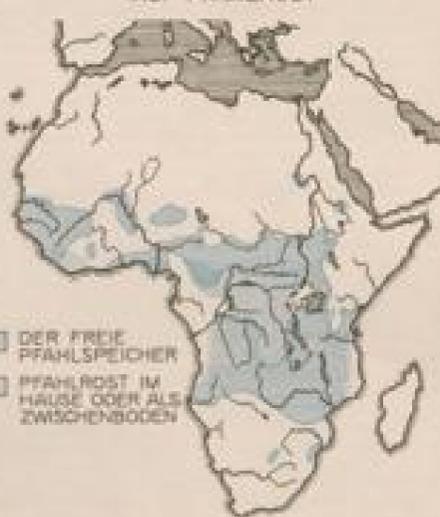
PFAHLBAU
ALS WOHN- UND SCHLAFGEBÄUDE



SILOS
(SPEICHERGRUBEN)

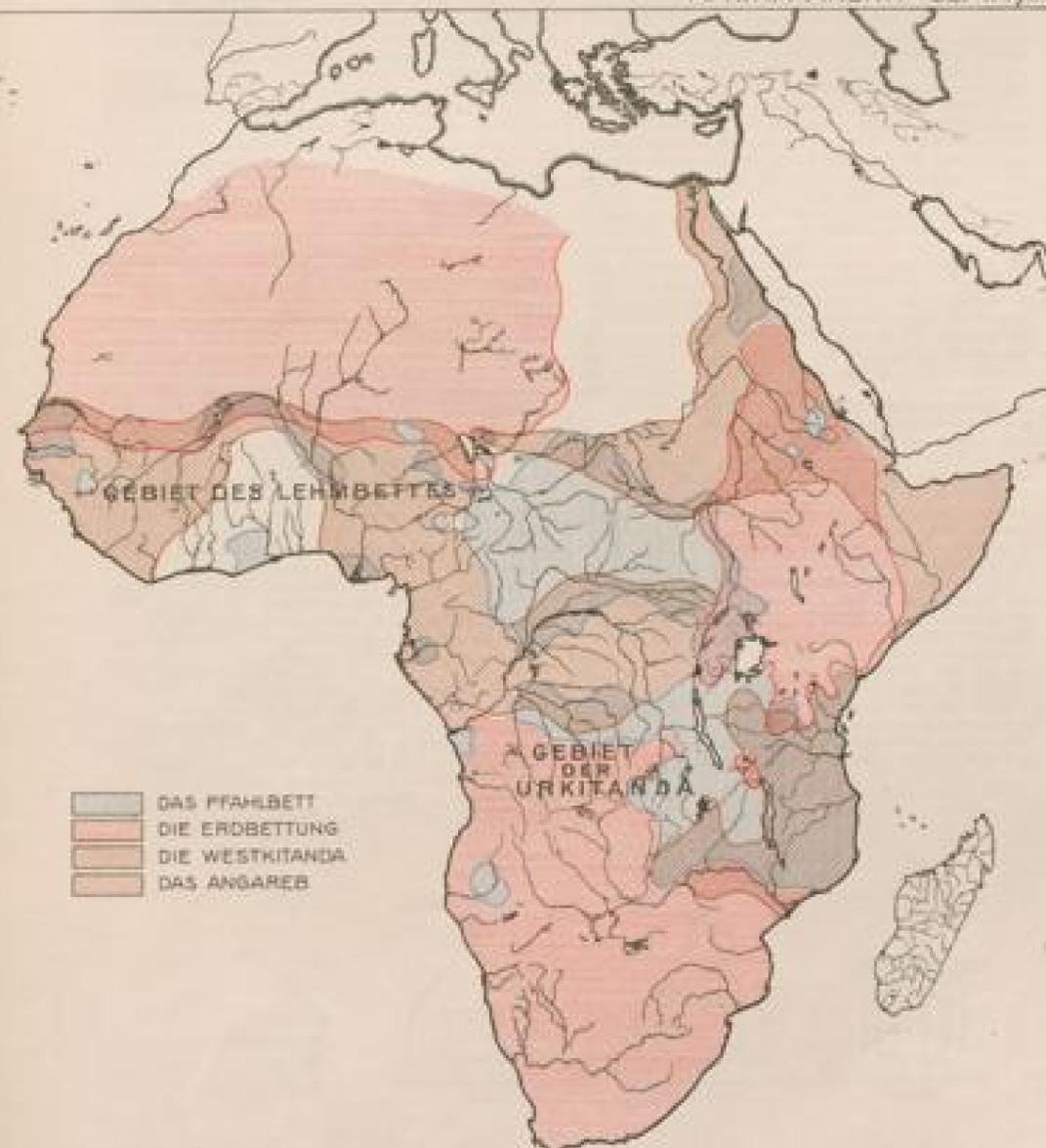


SPEICHER
AUF PFAHLROST



DER FREIE
PFAHLSPEICHER
PFAHLROST IM
HALSE ODER ALS
ZWISCHENBOGEN

ERDBACKEN



DAS PFAHLBETT
DIE ERDBETTUNG
DIE WESTKITANDA
DAS ANGAREB

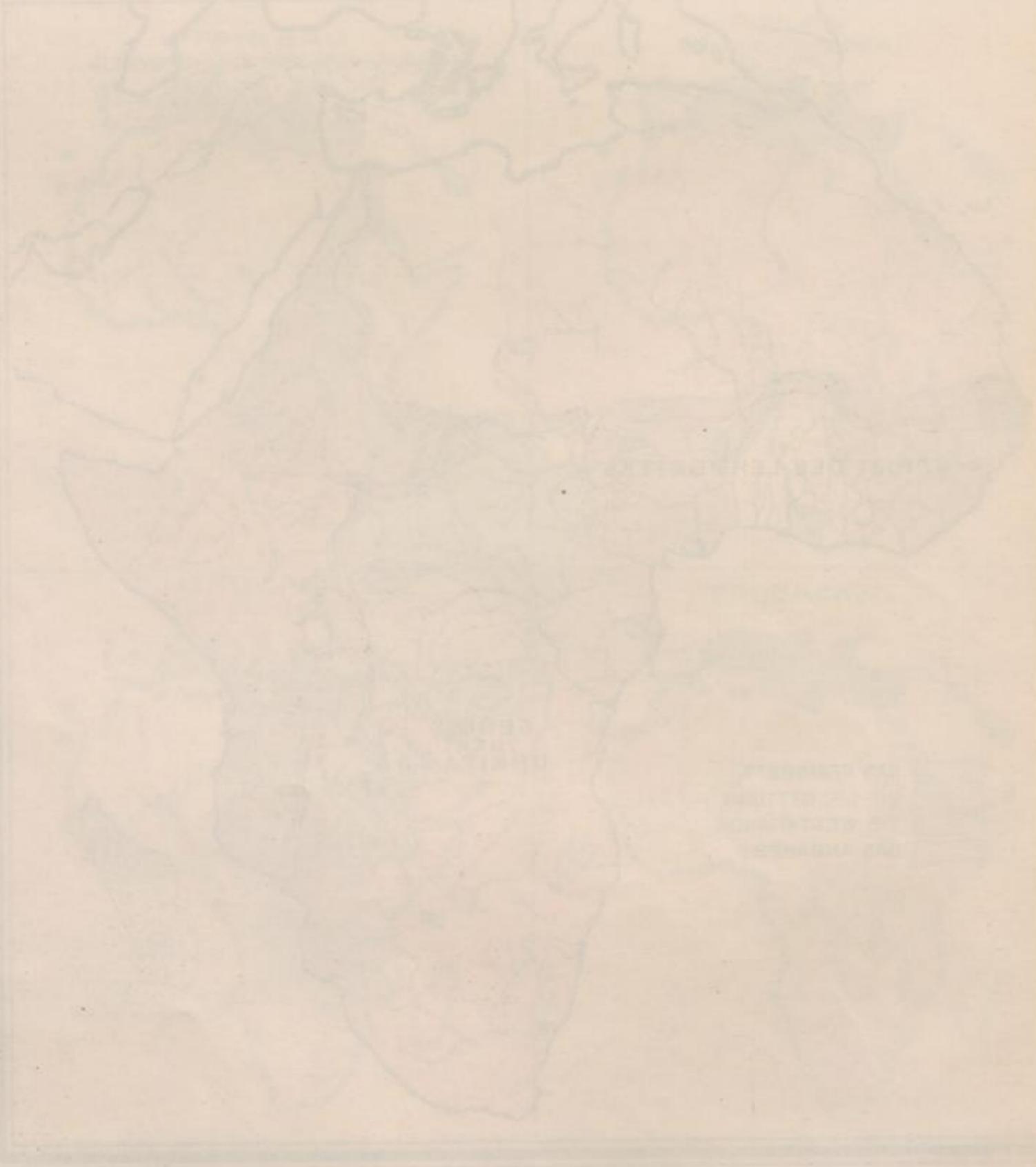


ATLAS AFRICAENSIS

IN 24 PARTIBUS

AFRICA

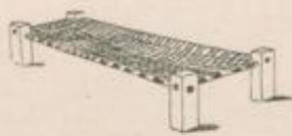
BEROLINIENSIS ACADEMIAE SCIENTIARUM
PUBLIUM AFRICAE



FRANKFURTI AD M. 1794



Westkitanda



Ostangareb



Urkitanda (Angola-Sambesi)



Heizbett (Nigerien)

Bett und Haus.

Wir Mitteleuropäer betrachten heute das Bett als ein im Hause beliebig aufzustellendes und bewegliches Möbel. Damit hat die Entwicklung eine gewisse Mittellinie erreicht. Die beiden alten afrikanischen Formen des Nachtlagers stellen demgegenüber gewissermaßen die Extreme der Möglichkeit dar.

Das in Äquatorialafrika weithin auch heute noch vorherrschende Pfahlbett besteht aus vier in die Erde gerammten Gabelhölzern, die die beiden Traglatten des Matratzenrahmens tragen. Seine Verbreitung ist die der äthiopischen Kultur. Im Gegensatz hierzu besteht die andere, augenscheinlich hamitische Nachtbettung ursprünglich wohl eigentlich nur aus einem einfachen Ledermantel, der tagsüber als Gewand, nachts aber als Unterlage und Decke gleichzeitig dient. Der Karos der Südafrikaner und der Ledermantel der früheren Abessinier sowie der heutigen Galla hat solche Bedeutung. Die Bettstatt selbst aber ist ein beliebiger Winkel in der ursprünglich beweglichen Wanderhütte; es ist ein Erdbett. In dieser Lagerung bedingt die Hütte die Bettung, bei jener (dem Pfahlbett) die Bettstatt auch tektonisch den Hausbau.

In gewissem Sinne gelangen in diesen beiden Bettformen die entgegengesetzten Wirtschaftsbetriebe der mit dem Landbau innig verbundenen stabilen äthiopischen Kultur und der immer wieder auf die Viehzucht zurückgreifenden beweglichen hamitischen Kultur zum Ausdruck.

Neben diesen beiden Hauptformen erscheinen zwei bewegliche Betten, nämlich im Westen die aus Palmblattstäben zusammengesetzte Kitanda und im Osten der aus einem verzinkten Holzgestell bestehende und mit Geflecht aus Rindshaut als Matraze überzogene Angareb. Die Geschichte der Kitanda scheint auf Formen zurückzuführen, die sich vom Sambesi bis zur Angolaküste heute noch als primitives Wanderbett der Träger erhalten haben. Der Mann legt am Abend zwei seiner Länge entsprechende Baumstämme in der Entfernung von ungefähr 75 cm parallel nebeneinander und quer darüber einige Stangen, worauf dann die Matte ausgebreitet wird. Bei den Konde hat diese alte Bettform (die „Urkitanda“ sich heute noch als alleinige erhalten.

Endlich ist als letzte Form noch das westsudanische Lehmankbett zu berücksichtigen, dessen entwickeltere Typen, nämlich die zwischen Borgu und Schari heimische Form, sogar geheizt werden können.

Dieses heizbare Bett führt zu einer Untersuchung, welche ergibt, daß wir es mit einem hölzernen Innenbau, also auch mit einem Pfahlbett zu tun haben, welches aber in Lehm gehüllt ist. Dies führt uns wieder zu einer anderen Beobachtung, nämlich, daß sowohl am Senegal, als am Niger, als am Ubangi, bei den Dualla, wie bei den Nilvölkern dieses Pfahlbett nicht selten so hoch gestellt ist, daß ein Feuer darunter brennen kann, welches den Schläfer des Nachts vor

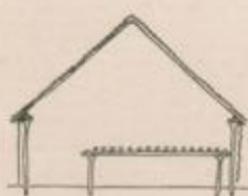
Moskitos schützt und ihn wärmt. Ja nicht nur dieses, viel mehr zeigt uns diese ganze Gruppe, daß dies Bett gar nicht mehr den Namen eines Bettes verdient, sondern daß es sich hier häufig schon um einen Pfahlbau handelt.

Einmal diesen Weg der Betrachtung gewiesen, gelangen wir auf dem Wege der Nachprüfung anderer Verbreitungsarten zu der Erkenntnis, daß die äthiopische Kultur in ihren Beziehungen zur Erde den Pfahlrost auf allen Gebieten überhaupt bevorzugt. Auf Pfahlrosten werden die Speicher errichtet (Nebenkarte). Auf Pfahlrosten wird gedörrt. Auf Pfahlrosten stehen die Wächter der Feldfrüchte (sogenannte Feldkanzeln). Große Pfahlrostbauten, gleich den Barla der Südseeinsulaner, stellen die Männerversammlungsplätze am Nil wie in Senegambien dar. Blicken wir, zu solcher Betrachtungsweise gedrängt, auf die heute noch nachzuweisende Verbreitung der Pfahlbauten Afrikas (Nebenkarte), so stehen wir erstaunt vor solcher regelmäßigen Verbreitung offenbar nur als ebenmäßiges Abwelken einer einst blühenden Erscheinung zu erklärender Einzelvorkommnisse. Es ist das Bild der typischen Zersetzung und wir werden ernsthaft zu der Frage gedrängt, ob und wie weit wir bei den nachfolgenden Architekturstudien dieses eigenartige Grundprinzip der äthiopischen Lebensweise, das im Pfahlrost des Bettes und im Pfahlrost des Hauses zutage tritt, als ein Grundmotiv zu betrachten haben werden.

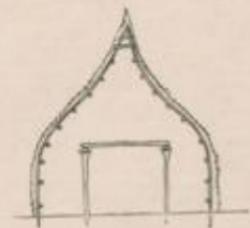
Vollständig im Gegensatz hierzu und durchaus im Anschluß an die Erdbettung ist die hamitische Kultur stets geneigt, sich in die Erde einzuwühlen. Auf beifolgenden Karten gebe ich einerseits die Verbreitung der Silos, das sind in die Erde versenkte Speichergruben und andererseits des Erdbackens, d. h. eines Röstverfahrens, das in einem versenkten Erdofen vorgenommen wird. So, wie der echt hamitische Hottentott sich eine Kule als Bett ausmüdet, während die äthiopische Kultur sich einen Pfahlrost herrichtet, — ebenso versenkt die hamitische Kultur ihre Speicher in die Erde, während die äthiopische sie auf einen Pfahlrost bringt, — genau ebenso stellt die hamitische Kultur ihren Erdofen und die äthiopische ihren Pfahlrost für die Speisenerbeitung her.

Klar und deutlich treten hier vielfache Wechselbeziehungen zwischen der durch klimatische und geographische Verhältnisse bedingten natürlichen Umwelt und der mit solcher verbundenen Kultur zutage, die zuletzt in den Begräbnisformen und in der Beziehung zu chthonischen Mächten einerseits und tellurischen andererseits ihren lebendigen Sinn verraten. Denn chthonisch ist in den Kulturen Afrikas alles, was in der Erde ruht, tellurisch, was aus der Erde zum Himmel wächst.

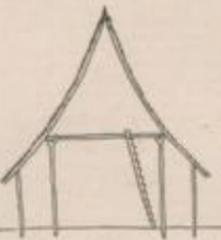
Leo Frobenius.



Das Pfahlbett in der Rundhütte (Wolof)



Das Pfahlbett als Mittelbau (Bansiri)



Das Pfahlbett als Obergeschoß (Sierra Leone)



Das Pfahlbett als Pfahlbau (Faleme)

BEITRÄGE

CVI

BLICK

ANTHROPOLOGIE VON HANS L. HEID

SALZ UND KRAUTERASOBE



BRITISCHER SCHIFF

KANINBAUMS



VERLAG DR. BECK MÜNCHEN

C VII

N^o

BLICK UND BLUT

ENTWORFEN VON HANS L. HELD
F. I. F. K. M.

BEARBEITET VON L. RITTER v. WILM
AFRIKA ARCHIV SEPT. 1921

SALZ AUS PFLANZENASCHE



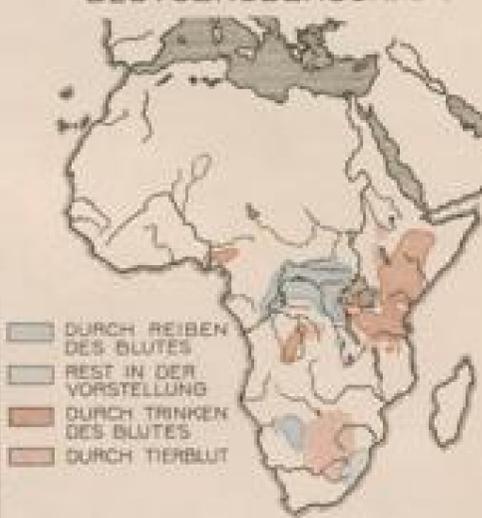
SALZ
GENUSS VON BLUT UND ROHEM FLEISCH



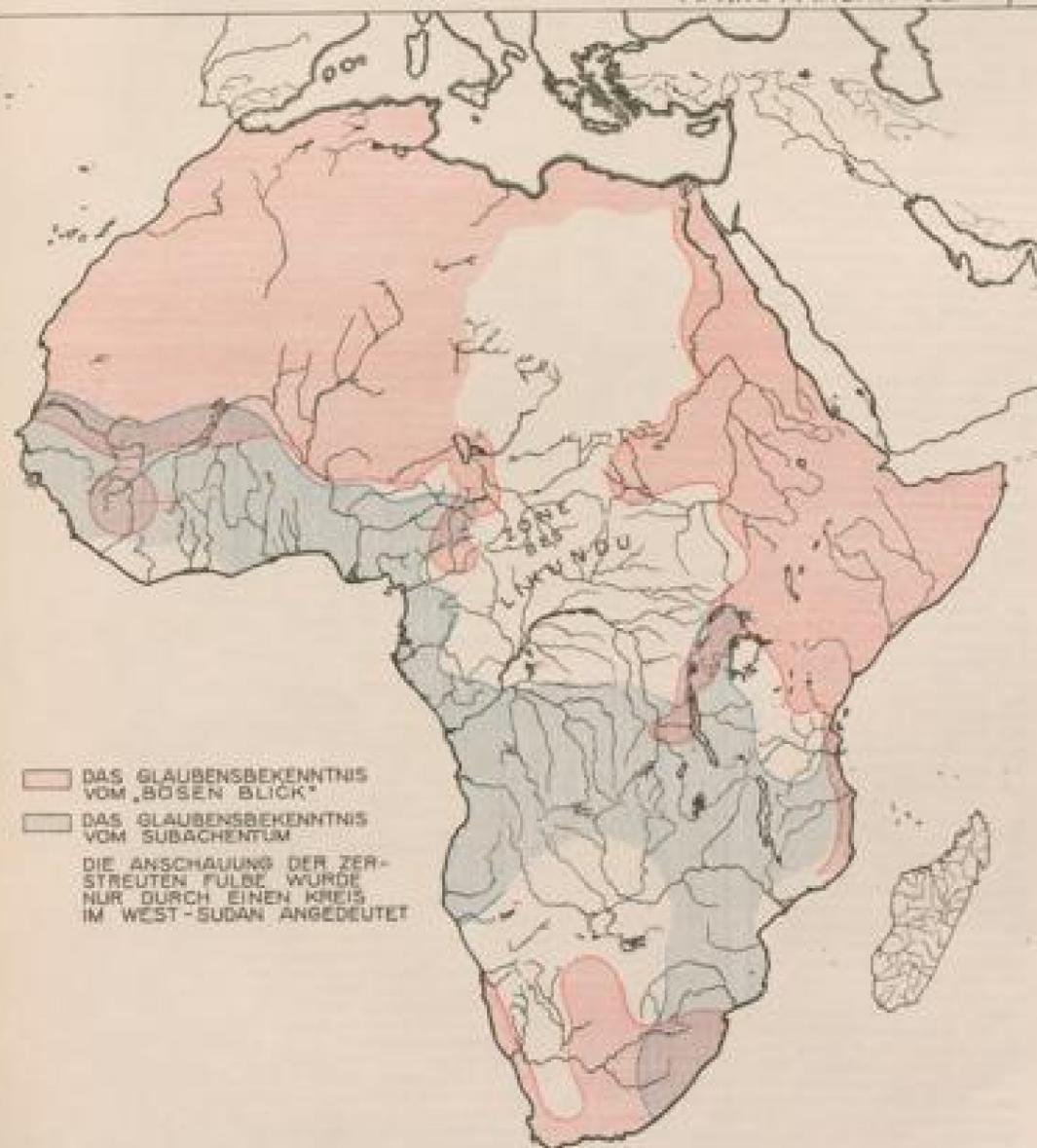
KANNIBALISMUS



BLUTSBRÜDERSCHAFT



- DURCH REIBEN DES BLUTES
- REST IN DER VORSTELLUNG
- DURCH TRINKEN DES BLUTES
- DURCH TIERBLUT



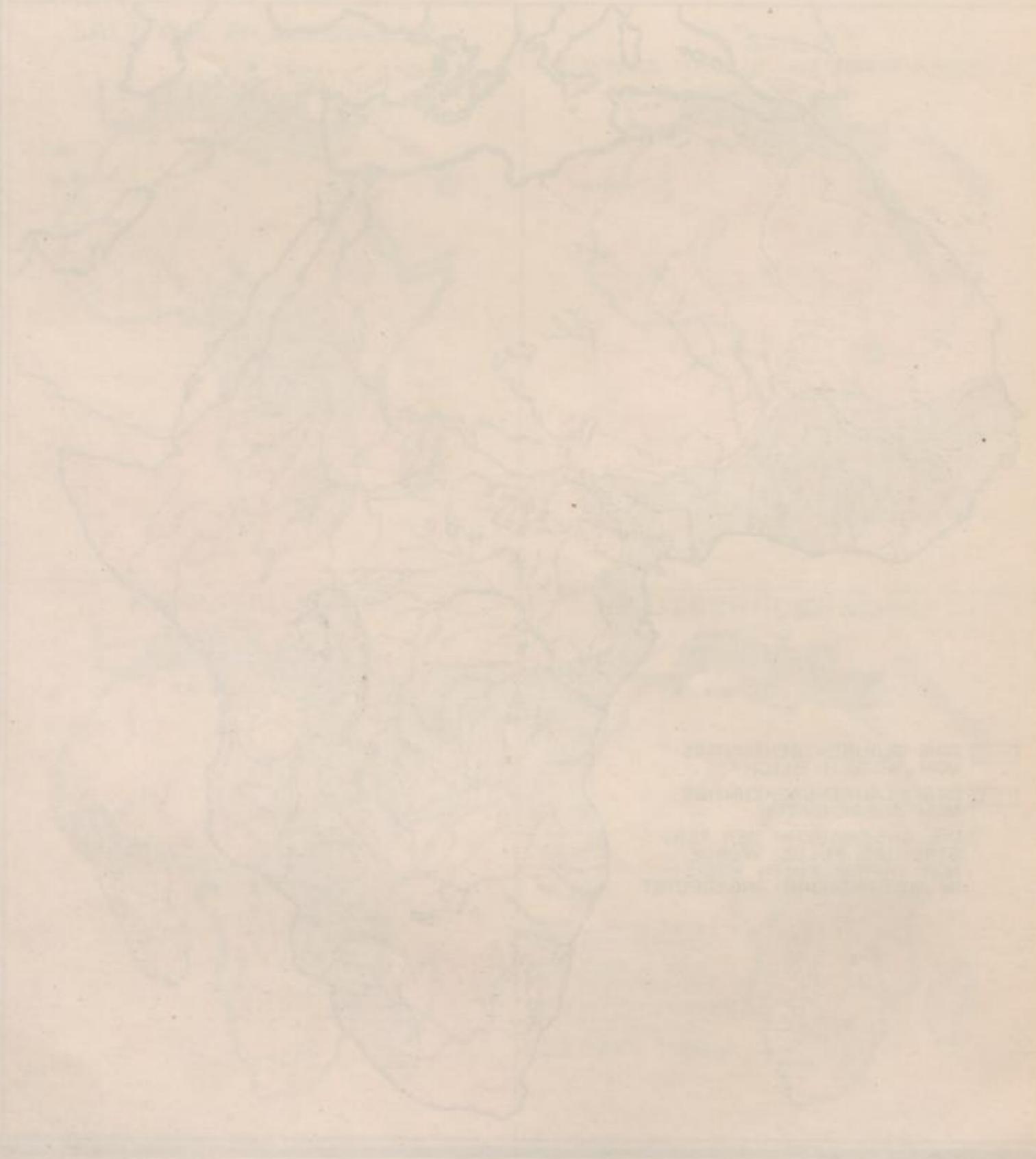
- DAS GLAUBENSBEKENNTNIS VOM „BOSEN BLICK“
 - DAS GLAUBENSBEKENNTNIS VOM SUBACHENTUM
- DIE ANSCHAUUNG DER ZERSTREUTEN FULBE WURDE NUR DURCH EINEN KREIS IM WEST-SUDAN ANGEDEUTET

ATLAS AFRICA

1850

AD. B. C. W. U. T. E.

BEARBEITET VON PETER VON MEYER



DIE GROSSE AFRICA
 DIE GROSSE AFRICA
 DIE GROSSE AFRICA
 DIE GROSSE AFRICA
 DIE GROSSE AFRICA

Blut und Blick.

Die Hauptkarte versucht die Grenzen darzustellen, innerhalb deren sich die Erscheinungen des „Bösen Blickes“ und des von L. Frobenius so benannten „Subachismus“ bewegen. Während wir die Verbreitung des Bösen Blicks so genau kennen, daß das hier gebrachte Kartenbild als fürs erste abschließend genannt werden darf (dies gilt mit der einzigen Ausnahme der Teda-Stämme, über deren etwa entsprechende Anschauungen bis heute nichts bekannt geworden ist), wird man für die endgültige kartographische Darstellung der Verbreitung des Subachismus noch manche Grenzen verschiebende Änderungen erwarten dürfen, ganz besonders am Nordrande des Kongo-Beckens, da entsprechende Wortformen für *subaga* in fast allen Bantu-Sprachen vorkommen scheinen. Der Böse Blick erscheint in den afrikanischen Gebieten in viel mannigfaltigeren Formen, als solche etwa in seiner europäischen Verbreitung nachgewiesen werden können. Der Böse Blick ist nach der Anschauung der afrikanischen Stämme entweder schon durch Geburt erworben oder aber er wird erst bewirkt etwa durch den Genuß von Menschenleichen. Wir unterscheiden also den zufällig angeborenen Bösen Blick an sich ehrenhafter Leute von dem Bösen Blick gewisser Zauberer, eine Tatsache, die bei der Betrachtung des Subachismus bis heute nicht genug gewürdigt worden ist. Der Böse Blick wird im übrigen als die Ursache fast aller Krankheiten (mit Ausnahme der Blattern) und aller Unfälle angesehen. Ob bei Niloten oder Ostafrikanern, in allen Ländern und Grenzgebieten des hamitischen Kultureinflusses herrscht der Glaube vom Bösen Blick und Amulette werden zum Schutze gegen Krankheit, Wunden und Tod getragen, ja selbst den Rindern werden Talismane um den Hals gebunden und bei manchen Stämmen wird auch der Tote durch Amulette vor dem Bösen Blick geschützt. Der Böse Blick vernichtet aber auch Gärten und Felder, er ist schuld an schweren Seuchen, er ist schuld vor allem an geheimnisvollem Siechtum. Der Böse Blick gebiert auch Dämonen (Tuareg). Gegen ihn wirken alle möglichen Arten von Amuletten: Wurzeln, in Felder eingegrabene Bockshörner, in Äcker festgerammte Pfähle, gemalte und geschnitzte ausgestreckte Hände an Türen; besonders aber fällt in Nordafrika der geflochtene Speisedeckel auf, der die Speisen vor dem Bösen Blick beschützen soll. Weiter gibt es Klappfächer mit aufgeschriebenen Suren (Hausa); rot-weiß-gelbe Augenbmalung (Hausa); besonders häufig ist die Amulettkette aus Wildschweinzähnen. Im Nordosten werden alle Arten der ||| und ≡ Tätowierung von den Nubiern und den arabischen Sudanern gegen den Bösen Blick um das Auge herum angebracht. Es müssen immer drei Korben sein, vier sind anziehend.

Zum Wesen des Bösen Blickes gehört auch das sogenannte „Beschreien“ oder „Berufen“, dem die Furcht vor Lobreden ausschließlich zugrunde liegt (*ultra placitum laudare*, Verg. Ecl. VII, 27). So ist es bei den Tekruriern z. B. vor einer Mutter nicht erlaubt zu sagen, daß sie ein schönes Kind habe, sie würde sofort in Zorn geraten. Nach dem Glauben dieser Stämme muß man, damit ein Kind sich wohl fühle, immer sagen, daß es häßlich sei; ist es fett, so muß man über seine Magerkeit in Bewunderung geraten.

Schon oben wurde auf die prälogischen Vorstellungen (Krankheitsdämonen) des Wesens vom Bösen Blick hingewiesen. Während in Europa aber der Böse Blick nicht so sehr ins Gebiet der eigentlichen Magie zu verweisen ist, gründet sich die afrikanische Vorstellung vom Bösen Blick auf der ausschließlichen Furcht vor den geheimnisvollen Einwirkungen eines entsprechenden Zaubertums und es nimmt nicht wunder, wenn die Vorstellungsintensität eines Abessyniers z. B. sein von ihm als böse erkanntes rechtes Auge mit eigener Hand herausreißt, oder sich gewisse nordafrikanische Stämme fürchten, vor fremden Leuten zu essen, weil sie glauben, dadurch den tödlichen Neid der Hungrigen auf sich zu ziehen.

Eine erschöpfende Darstellung vom Wesen des Berufens oder Beschreiens gibt im übrigen PLINUS, wenn er VII, 2 seiner Hist. rer. nat. sagt: „Isigonus und Nymphodorus sagen, daß es in Afrika gewisse Familien von Zauberern gebe, durch deren Lob das Gepriesene verderbe, Bäume verdorren und Kinder sterben.“ Die unheilbringenden Worte brauchen im übrigen nicht einmal laut ausgesprochen zu werden; es genügt schon der entsprechende Gedanke, um Schlimmes zu stiften. Die Möglichkeit des Beschreiens und Berufens ist im übrigen das Grunderfordernis für die Ärzte (Medizin-

männer) aller Primitiven. Nicht nur der „germanische Arzt“ mußte die Krankheitsdämonen mittels einer Zauberformel durch Geschrei und laute Besprechung aus dem Körper des Leidenden vertreiben. Selbstverständlich entwickelt sich aus diesem Glauben die zweite Vorstellung, daß der Arzt in gleicher Weise die schädigenden Geister wieder zurückrufen und in die Menschen hinein bannen könne.

Schon oben wurde bemerkt, daß Böser Blick und Beschreien der Ausdruck einer Seelenvorstellung seien. Bedeutungsvoll ist der wiederholte Hinweis auf die Wirkung dieser Vorstellung, wenn wir sagen dürfen, daß überall da, wo in Afrika die Speisen durch bestimmte Korbdeckelformen geschützt sind, der Glaube an den Bösen Blick landläufig ist. Typische Vertreter dieser Anschauung sind auch die Fulbe, die nur durch einen einzigen Fleck auf der Karte angedeutet sind, die aber in weiter Versprengung mit ihrer Anschauung den West- und Zentral-Sudan durchsickert haben, ohne ihre Vorstellung jedoch den anliegenden Völkern übertragen zu haben.

Der von Frobenius so benannte „Subachismus“ ist ein gewaltiger Komplex von Zaubervorstellungen, der so ziemlich alle völkischen Anschauungen über Hexen- und Zaubertum enthält. Grenzenlos wie das Gebiet etwa der entsprechenden europäischen Anschauungen, vermischt der Afrikaner innerhalb des Komplexes des Subachismus auch die Grenzen von Vorstellungen, die etwa in der mediterranen Spät-Antike streng voneinander geschieden waren. Der Subachismus enthält alle Vorstellungen über Menschen- und blutfressende Zauberer (Hexen), Vampire und Werwölfe (Hyänen-Menschen), die wir aus der Geschichte des völkischen Zauberes kennen gelernt haben.

Die Grundlage dieser Anschauung besteht darin, daß man einem Mitmenschen — und zwar einem Verwandten der eigenen Familie — zutraut, das Leben des anderen stehlen und in kannibalischer Form verzehren zu können. Die Arten dieses Geschehens sind zahlreich und verschieden. Kaum eine Form uns anderswo überlieferter anthropophager Zaubers und Hexensitte ist im Subachismus vergessen. Von der Verwandlung des Subachen in einen Feuerfunken, der durch die Dachspitze des Hauses seines Opfers einfliegt, bis zur Verwandlung in eine reißende Hyäne oder in das Gespenst des Vampirs dichtet die Vorstellung der in Frage kommenden Völker an dem phantastischen Turm ihres Blutglaubens. (Vgl. L. Frobenius, Kulturtypen aus dem Westsudan S. 79. „Die Tradition geht davon aus, daß die Subachen die Eigentümlichkeit haben, wenn sie nächtlicherweise ihren Raubzug beginnen wollen, ihren Menschenleib, ohne daß man es wahrnimmt, zu verlassen vermögen. Der Körper des Subachen liegt schlafend in seiner Hütte. Wenn die Seele herausfährt und als Feuerfunke durch das Dach entzündet, um durch die Luft in das Haus des Opfers einzufallen, so liegt der Körper des Subachen atmend und schnarchend daheim und niemand vermag die Abwesenheit der Seele zu erkennen.“) Der Subachismus ist nach der einen Anschauung seiner Muttervölker ererbt; nach der anderen kann er auch erworben werden.

Die geographische Verbreitung des Bösen Blicks ist die typische der hamitischen Kultur. Ihr Hauptgebiet schließt sich an die mittelmeeischen Formen an, unter denen die italienischen ja besonders berühmt sind. Vom Rande des östlichen Mittelmeeres und Arabien aus schiebt sich ein großer Block nach dem östlichen Sudan und nach Ostafrika hin vor und endlich ist auf der östlichen Achse eine Anschauungsgruppe bis zur Südspitze vorgedrungen. Solcher echt hamitischen Verbreitung entspricht auch die Intensität dieses Glaubens, der den eigentlichen Negern und den Völkern der äthiopischen Kultur nicht eingeht. Der erfahrene Burton sagte: „Für die Araber, Wuarima und Wasuaheli ist der Böse Blick eine Art Glaubensbekenntnis, bei den Stämmen im Innern, an den großen Seen ist er vollständig unbekannt.“ Und Dempwolff beobachtete, daß er „bei den Bantu wenig ausmacht“. Bezeichnend ist es, daß der Böse Blick früher fraglos auf der süderythrischen Wanderstraße einmal über Katanga bis nach der Loangoküste eingewandert war, nach Frobenius' Erfahrungen aber bis auf ganz schwächliche, sich der kartographischen Eintragung entziehende Spuren verkümmerte. Nur im Gebiet der alten Adamaus-Tschadseekultur und im Mandegebiet eroberte er Boden. — Im Gegensatz zu dieser Verbreitungsform der hamitischen Urkultur ist die des Subachismus die einer jungen, einer historischen

Kultur. Die Neger, nicht disponiert zum Bösen Blick, sogen dagegen den Subachenglauben, man möchte sagen, gierig auf und entwickelten ihn intensiv und formreich.

Im Hinblick auf die verschiedene geographische Verbreitung der Vorstellungen von Blut und Blick möchte man die Vorstellung vom Bösen Blick — als eine Tatsache menschlicher Erfahrung — einer materialistisch gerichteten Denkweise unterlegen im ausgesprochenen Gegensatz zur Vorstellung vom Subachismus, der als das Produkt einer rein imaginativen Denkweise angesprochen werden darf.

Wenn der Böse Blick sich auf Erfahrungstatsachen zu gründen scheint, der Subachismus aber ausschließlich der imaginativen Seele seiner Bekenner sein entsetzliches Dasein verdankt, so erhält der sogenannte Likundu seine Bedeutung als ein entscheidendes Mittelglied zwischen diesen beiden Welten der Erfahrung und der Vorstellung, indem das Wesen des Likundu sich anscheinend auf die operativen Erfahrungen von an Steinleiden Gestorbenen gründet, um von hier aus von den Medizinmännern über die Vorstellung der Dämonen als Krankheitserregern hinweg in das Gebiet des plumpsten Schwindels gezwungen zu werden. Fest steht, daß auch der Blasenstein als Likundu angesprochen wird. Ebenso sicher kennen wir den Glauben der fraglichen Völker, daß dieser (tötende) Stein von einem böswilligen Dämon dem Körper des Gestorbenen übertragen wurde. Handelt es sich hier noch um Erfahrung und Vorstellung, so beginnt in dem Augenblick der Versuch des größten Schwindels, in dem der Medizinmann, um Ursache und Verursacher des Todes festzustellen, nach Öffnung der Bauchhöhle und Erfüllung bestimmter Riten je nach dem (scheinbar) in den Eingeweiden liegende Festkörper — Haare, Sand, Steine — ausspott, Dinge, die im allgemeinen nur schwer in einen lebendigen Körper gebracht werden können und selbstverständlich von dem Medizinmann so lange bei sich verborgen gehalten werden, bis der Augenblick der Hypnotisierung der umstehenden neugierigen Hinterbliebenen einsetzt und er unbeachtet die mitgebrachten Gegenstände der offenen Leibeshöhle einfügt, um sie dann endlich unter triumphierendem Geschrei des „Zaubergelingens“ aus dem Körper herauszuzerren und sie den erstaunten Zuschauern vorzuweisen.

Wenn wir nun den Sinn des obengeschilderten Schwindels der Medizinmänner des näheren betrachten, täuschen wir uns kaum, wenn wir in dem Zaubern dieser „Ehrenmänner“ die kümmerlichen Reste der sogenannten Eingeweideorakel sehen, die uns als reine Vorstellung zu tausenden auch in der mediterranen Antike begegnen. Dazu ist freilich zu betonen, daß der Umkreis der Likundu-Vorstellung (Verzauberung) so weit gezogen ist, daß auch bestimmte Verhärtungen des Magens und der Leber oder Geschwüre des Unterleibes ihre Erklärung eben durch den Likundu finden. Nicht aber nur am toten Körper wird Likundu ausgeübt, auch bei den verschiedensten Krankheiten wird nach dem Likundu, d. h. dem bösen Geist, gesucht, der auch manchmal im Blute verborgen vorgestellt und darum von dem Medizinmann mit dem Blute der Kranken abgezapft und ausgesogen wird.

Von entscheidender Bedeutung erscheint im Anschluß an die Verbreitung des imaginativen Kannibalismus der Subachen die Verbreitung des tatsächlichen Kannibalismus der afrikanischen Menschenfresser. Eine nur oberflächliche Durchsicht der Karten ergibt, daß die Hauptgebiete des Subachismus und des (tatsächlichen) Kannibalismus sich nicht decken. Auf die interessanten Komponenten der imaginativen Blutgier des dämonischen Subachismus und der ethisierenden Form des tatsächlichen Kannibalismus sei hingewiesen, — zumal letzterer zu einem großen Teile doch wohl in dem Glauben verankert ist, daß mit dem Blute oder Fleische eines anderen auch gleichzeitig dessen Lebenskraft, Mut und Stärke u. a. m. vom verzehrenden Individuum aufgenommen werden.

Zur Begründung dieser Realität stelle ich zum Schlusse die Verbreitungskarten des Blutsalzgenusses und der Aschensalzgewinnung fest. In einem Teil des Gebietes des Blutsalzgenusses hat sich neben der heimischen Vorstellung des Bösen Blickes auch die Sitte der Blutsbrüderschaft durch gegenseitiges Blutaussaugen eingebürgert. Im Gebiete der Äthiopen (Aschensalzgewinnung) hingegen konnte die Sitte

des Blutsbrüderschaftstrinkens nicht den ihr (anscheinend) notwendig eigenen Boden finden.

Hier mußte eine Umbildung der Sitte der Äthiopen eintreten. Denn da nach der imaginativen Vorstellung das Trinken des Blutes eines andern gleichbedeutend mit der Besitzergreifung seiner Seele, also mit einer Vernichtung der individuellen Selbständigkeit jenes ist, hätte die Sitte des Blutgenusses für Brüderschaftsbindung eine Anschauungsdisharmonie geschaffen. Somit ging die Sitte des Trinkens respektive Genusses in die des Verreibens gegenseitig abgezapften Blutes über.

Nur bei einigen verwilderten Stämmen des äthiopisch imaginativen Kulturbodens findet sich die erst spät überkommene Trunksitte der althamitischen Blutsbrüderschaft.

Das Wesen der Blutsbrüderschaft weist also in Afrika eine Reihe von grundlegenden Verschiedenheiten ihrer Vorstellungswerte auf, die freilich mit dem Inhalte ihrer ursprünglichen Bedeutung nichts oder nur wenig mehr zu tun haben. Als bedeutungsvoll muß erscheinen, daß neben dem Trinken von Menschenblut auch das Trinken von Tierblut als eine anscheinend uralte Sitte einhergeht. Ohne Zweifel wird die Blutsbrüderschaft noch heute bei der Hauptzahl ihrer Träger so ernst genommen, daß vollendete Blutsbrüderschaft zum mindesten die Aufnahme in die Familie, sehr häufig die in Stämme und in ganze Stammverbände bekundet. Hier ist wichtig zu wissen, daß die vermitteltst der Blutsbrüderschaft begründete Verwandtschaft bei gewissen Stämmen so ernst genommen wird, daß die Kinder von sogenannten Blutsbrüdern sich aus Gründen der Folge von Blutschande nicht heiraten dürfen. Freilich besteht neben dem Sprichwort der Stämme Wazibas, daß der Bruch der Blutsbrüderschaft gemeiner als Mord sei, in Ruanda ein anderes Wort, das behauptet, daß bloße Freundschaft mehr wert sei als Blutsbrüderschaft. In der Tat drücken diese beiden Volksanschauungen eine ungeheure Spanne der Entwicklung dieser Vorstellung aus, da das letzte Sprichwort auf die Verkümmern des Wertes der ursprünglich heiligen Blutsbrüderschaft auch in Afrika hinweist, als auf eine Tatsache, die ursprünglich auch beim Abschluß wichtiger Verträge angewandt, heute mehr oder weniger zur oberflächlichen Form einer nicht mehr verstandenen Sitte geworden ist. An dieser Stelle ist zu bemerken, daß zu den vorzüglichsten Gebräuchen gewisser Stämme anlässlich der Eingehung der Blutsbrüderschaft der Austausch von Geschenken gerechnet wird. Die Übung der Blutsbrüderschaft, die durch Trinken oder Aufsaugen von Menschenblut geschieht, wird im übrigen vereinzelt noch verwandt als altehrwürdiger Eheritus, indem die Schwiegermutter des Bräutigams die Schenkel des jungen Brautpaares ritzt und das Blut des Bräutigams mit dem der Braut vermischt.

Eine streng konsequente Fortsetzung dieser Anschauung von der besonderen Wirkung des Blutes findet man in der Art, wie die Ekoi-Männer versuchen sich (durch den Blut-Juhu) vor Untreue ihrer Frauen zu sichern. Nicht uninteressant ist auch die Bemerkung, daß, wo Beschneidung und Blutsbrüderschaft im gleichen Kulturkreis sich berühren, als wirkliche Blutsbrüder alle mit dem gleichen Messer Beschnittenen erscheinen, so daß bestimmte Jahresklassen, ohne daß die Ausübung besonderer Riten notwendig wäre, ganz selbstverständlich durch Blutsbrüderschaft auf Leben und Tod miteinander verbunden sind. (Siehe Karte.)

An Stelle der Blutsbrüderschaft ist oft die anscheinend degenerative Form des Blutverreibens getreten. Hier darf noch einmal gerade auf die Verbreitung dieser Sitte verwiesen werden. Fast überall nämlich, wo wir dieser symbolischen Form des Blutsbrüdertrunkes begegnen, steht heute noch der Kannibalismus in seiner höchsten Blüte. Nicht unwichtig ist auch weiter zu vermerken, daß die Grenzen der Verbreitung von Kannibalismus und Subachismus, daß auch die hauptsächlichsten Komplexe ihrer Verbreitung sich zwar nirgends decken, daß aber doch ganze Völkereinheiten noch heute in der Wirklichkeit der beiden leben. Wunderbar genug ist es, daß die Inhalte der sich anscheinend ausschließenden Formen des Kannibalismus, des Subachismus und des symbolischen Blutsbrüdertrunkes im Nabel Afrikas ineinander leben, wo sie doch in ihren Grenzen die Zeugen grundverschiedener Stellung zu Welt und eigener Seele sind. Hans Ludwig Held.

GERBI

ENTWORFEN VON A. MARTIUS
F. F. K. M.

HOLZSCHALEN - GERÄT



UMBILDUNGEN



VERLAG C. F. BECK & CO. MÜNCHEN

C III

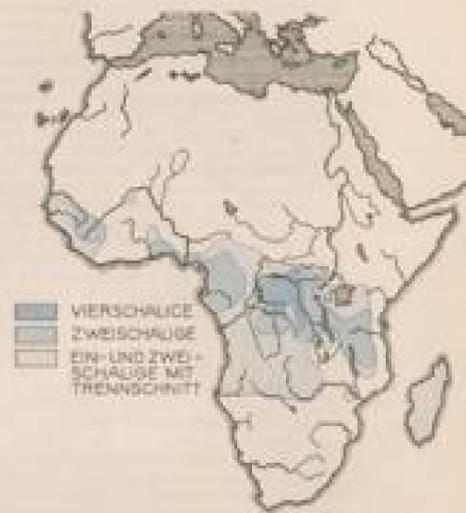
Nº

GEBLÄSE - BILDUNGEN

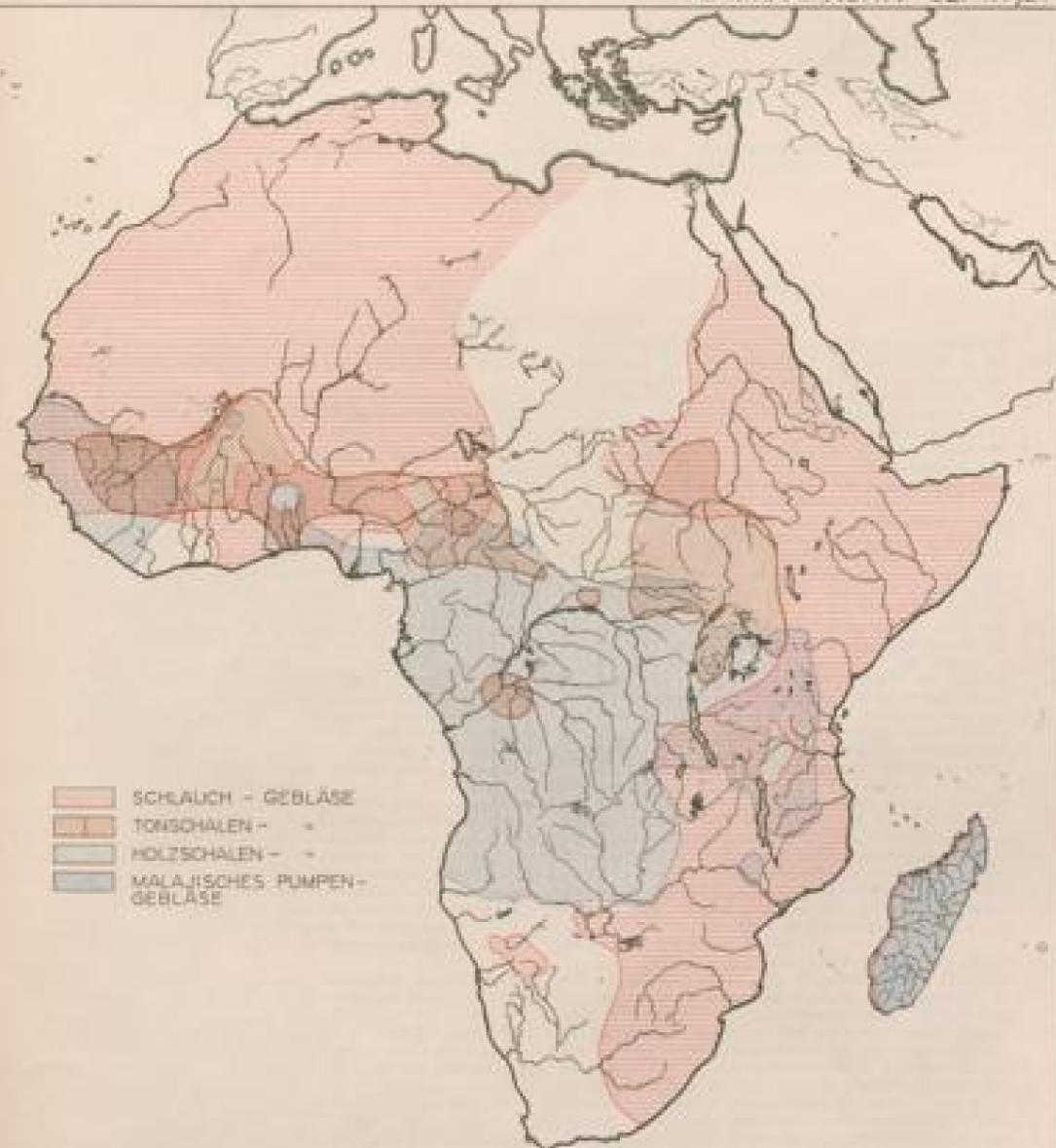
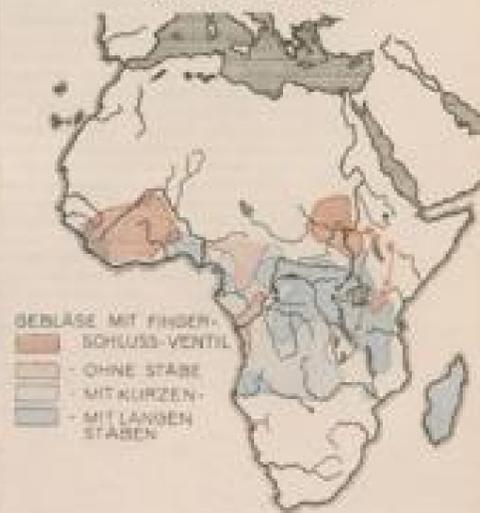
ENTWORFEN VON A. MARTIUS
F. J. F. K. M.

BEARBEITET VON L. RITTER V. WILM
AFRIKA ARCHIV SEPT. 1921

HOLZSCHALEN - GEBLÄSE



UMBILDUNGEN



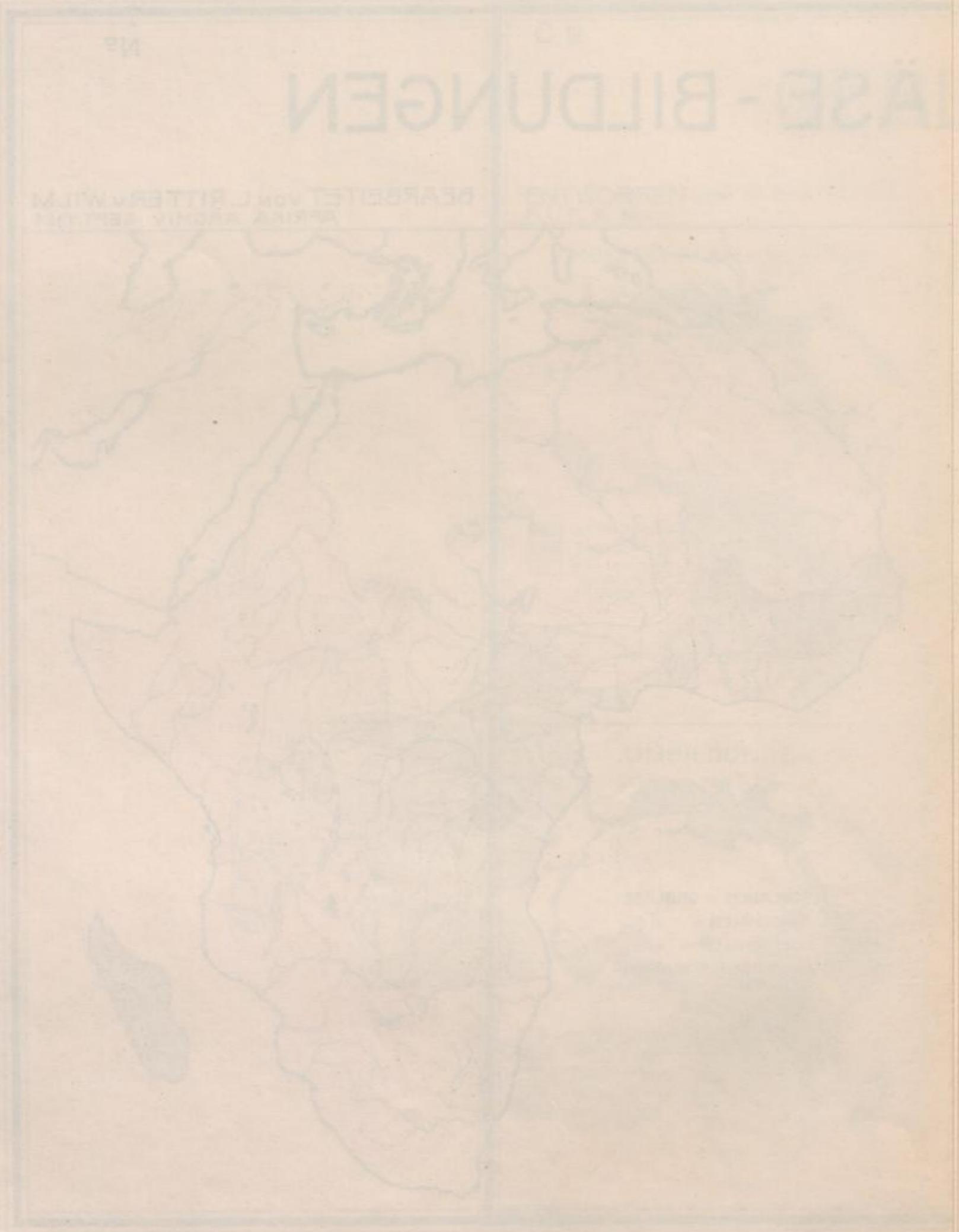
ATLAS AFRICANUS

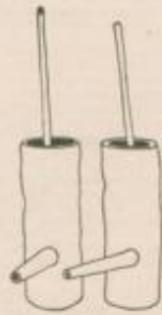
PLATE XXII

1875

ÄSSE-BILDUNGEN

BEARBEITET VON L. RITTER & WILM.
AFRICA AETHIOPIA SEPTENTR.





Madagassisches Pumpengebläse



Einpaariges Holzschalengebläse mit Trennschnitt und langen Triebstäben



Einpaariges Holzschalengebläse ohne Trennschnitt und mit kurzen Triebstäben

Gebälsebildungen.

Auf dem afrikanischen Kontinent sind zwei Hauptarten des Gebläses verbreitet, das Schalengebläse und das Schlauchgebläse.

Das Schalengebläse besteht aus topfartiger Schale mit Röhrenansatz; die Schale ist mit einer Leder- oder Blattmembrane bedeckt, die meist durch einen längeren oder kürzeren Stab gehandhabt wird. Nahe verwandt ist es dem heute noch auf Madagaskar befindlichen malayischen Pumpengebläse, in dessen Holzkörper ein Kolben mit langem Stab auf- und abgeht. Die Gefäße der afrikanischen Schalengebläse bestehen aus Holz oder aus Ton. Die Verbreitung des Holzschalengebläses erstreckt sich in der Hauptsache auf das Gebiet der äthiopischen Kultur. Auf ihrem für die vielfältige Verwendung von Holz prädestinierten Nährboden verschmolz sich das anscheinend ursprünglich einschalige Holzgebläse zu dem einpaarigen. Oft ist die einstige Einzelscheinung an dem eingeschnittenen Trennschnitt erkennbar. Schließlich verschwindet auch dieser und nur eine dicke Röhre mit zwei Bohrungen bleibt bestehen. Solche Verdoppelungen erscheinen mehrfach in der äthiopischen Kultur, so z. B. bei Doppelbechern, -Glocken, -Tabakspfeifen, -Löffeln, -Stühlchen. Das Verbreitungsgebiet der letzteren Form ist im allgemeinen von dem des einschaligen Gebläses umgeben und im Mittelpunkt der gesamten Verbreitung liegt das Gebiet des vier-schaligen Gebläses als höchste Übersteigerung dieser Entwicklungsreihe. (Nebenkarte 1.)

Die ursprüngliche Beziehung der afrikanischen Holzschalengebläse zu den malayisch-madagassischen kommt in den langen Triebstäben zum Ausdruck. Diese wurden nun echt konservativ-negerhaft im Gegensatz zur sonstigen afrikanischen Arbeitsweise (alle Handwerksarbeit wird knieend, hockend odersitzend verrichtet) beibehalten und verkümmerten zu kurzen Stümpfen erst unter dem Einfluß des hereinziehenden Tonschalengebläses, sodaß der Arbeiter auch im Gebläsebetrieb die geliebte hockende Stellung einnehmen konnte. (Nebenkarte 2.)

Auch die ursprüngliche Ortsfestigkeit des malayischen Gebläses paßte sich der Beweglichkeit afrikanischer Verhältnisse an. Nur in Ungoni (D.O.A.) erinnert das in die Erde gerammten Holzschalengebläse an die Bodenständigkeit seiner Urform, sonst nahm es überall tragbare Gestalt an, begleitete die Völker auf ihren Zügen, den Schmied vom Dorf zur weit-abgelegenen Eisenhütte. Die aus der jetzigen Verbreitung erkennbare Ost-West-Bewegung des Schalengebläses bis in die Senegalländer, sein Absterben im Osten, seine Unterbrechung durch andere Strömungen im Westsudan, seine höchste Konzentrierung im Kongogebiet sind Charakteristika aus dem Osten stammender Kulturelemente, wie sie gleicherweise Frobenius z. B. für die Holzpauke, Palmfaserstoffe, Bogen mit Rotangsehne u. a. m. nachgewiesen hat.

Das Schlauchgebläse besteht aus einem unaufgeschnittenen

Ziegen- oder Schaflederbalg, der hinten durch einen Handgriff weitgeöffnet die Luft einströmen läßt und sie durch Zusammenpressen vorn aus einer kleinen Öffnung ins Feuer bläst. Es hat sich sinn- und formgemäß vor allem im Gebiete der hamitischen Kultur eingeführt und fand in deren durch Viehzucht, höhere Ledertechnik und Bevorzugung des Leders als Material ausgezeichneten Wesen die natürliche Vergesellschaftung, die schon durch die auch sonst als Taschen- und Wassersäcke allgemein verwendeten, die eigene Entstehung vorbereitenden Lederbälge prädestiniert war.

Von Nordafrika wanderte es durch die Sahara nach dem Westsudan, wo es die Tendenz zeigt, sich auch in den dem Schalengebläse heimischen Gebieten auszubreiten, ist so nach Senegambien und der Goldküste vorgedrungen; es hat weiterhin bis zum Niger die Westküste und durch Adamaua das Innere Kameruns erreicht. Im ganzen Westsudan tritt das Schlauchgebläse als Werkzeug der Bronzezießer, Gold- und Silberarbeiter auf, während das Schalengebläse dem Eisenschmelzer und Schwarzschnied eigentümlich ist. Daraus erklärt sich sein Vordringen in die Goldgebiete von Aschanti und die Bronzegebiete von Benin und am oberen Benue. Im Nordosten hat es das altägyptische Schalengebläse verdrängt und sich vom Einfallstor der norderythrischen Kultur (Axum) die alte Wander- und Handelsstraße entlang nach Westen weit vorgeschoben. An der ostafrikanischen Küste herrscht nur noch das Schlauchgebläse, während es sich im Innern bis über den Tanganjikasee hinaus mit dem Schalengebläse vermischt und im Südosten vom Zentrum der süderythrischen Kultur (Mozambik) nach Nordwesten und Westen in die kupferreichen Gebiete von Katanga und Otavi gedrungen ist. Im ganzen Osten gehört das Schlauchgebläse infolge seiner leichten Beweglichkeit zu dem Gerät der dort häufigen Wandschmiede. Südafrika beherrscht es ganz, bis auf die Reste des Buschmannvolkes, das sich auch heute noch des primitivsten Mittels, des Blasrohres, bedient.

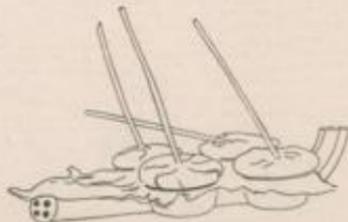
Zwischen diese beiden Hauptformen hat sich eine zweite Art des Schalengebläses, das Tonschalengebläse, gelagert, das, aus gebranntem oder ungebranntem Ton hergestellt, in gleicher Weise wie das Holzgebläse arbeitet, bei dem aber der für das letztere typische Stab durch eine Riemenschleife ersetzt wird; ferner besitzt es oft ein aus einem Loch bestehendes Ventil in der Ledermembrane, das beim Herabdrücken derselben mit den Fingern geschlossen wird. Das Tonschalengebläse ist erstens durch den ganzen Westsudan bis nach Kamerun und dem Ubangiknie verbreitet und findet sich als eine Enklave im Mündungsgebiet des Kassai in den Kongo wieder. Sein zweites großes Verbreitungsgebiet erstreckt sich von Kordofan am Oberlauf des Nil nach Osten und Westen weit ausholend, bis an den Viktoria- und Kiwusee; die Ababua bilden eine Enklave zwischen den beiden.

Das Tonschalengebläse stammt aus einer in Nord- und

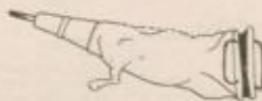
Nord-Ost-Afrika bodenständigen Kulturschicht, in der die Verwendung von Ton eine hervorragende Rolle spielte. Topf-trommel (arabisch: Darabukka), Tonurne als Getreidespeicher, Gehöftwand aus Lehm und aus Ton gebrannte Dachspitze sind für sie typisch. Der Bewegung dieser Kultur von den Syrten nach Westafrika, vom roten Meere nach dem Zentral-sudan folgend, setzte sich das Tongebläse überall dort fest, wo es gleiche Bedingungen vorfand, wurde dann im Norden von dem für Afrika jüngeren Schlauchgebläse verdrängt, beeinflusste seinerseits das Holzschalengebläse, das

hierdurch oft seinen Stab ganz verlor und eine Neigung zur Wiederauflösung seiner Doppelercheinung zeigte, wie dies besonders auf der Wanderstraße der Bateke von Kamerun nach dem unteren Kongo hervortritt. In ähnlicher Weise haben im Osten die Massai das Lochventil zum einschaligen Holzgebläse angenommen und am Südende der Wahuma-Wanderstraße findet man in Ufipa (südöstlich. Tanganjika-Ufer) eine Zwitterbildung, bei der das Schlauchgebläse mit Loch-ventil versehen ist. (Nebenkarte 2.)

Albrecht Martius.



Vierschaliges Holzgebläse mit langen Triebstäben



Schlauchgebläse

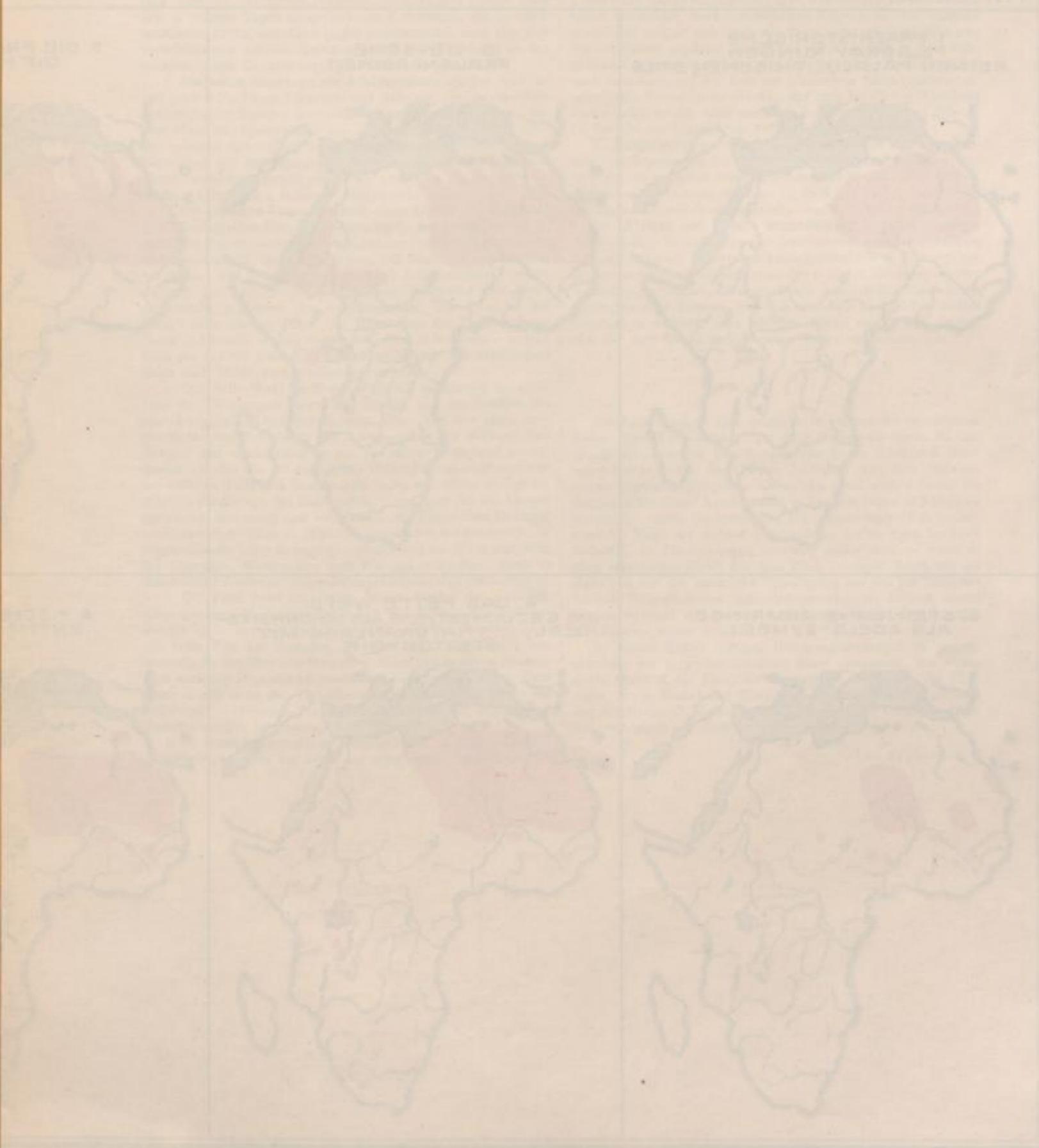


Einschaliges Tongebläse mit Ventil

HAMITISCHE DIE BEWEGUNG

ENTWURFEN VON LEO ROSENTHAL

F. 1. 1. 11



VERLAG C. F. BECK, MÜNCHEN

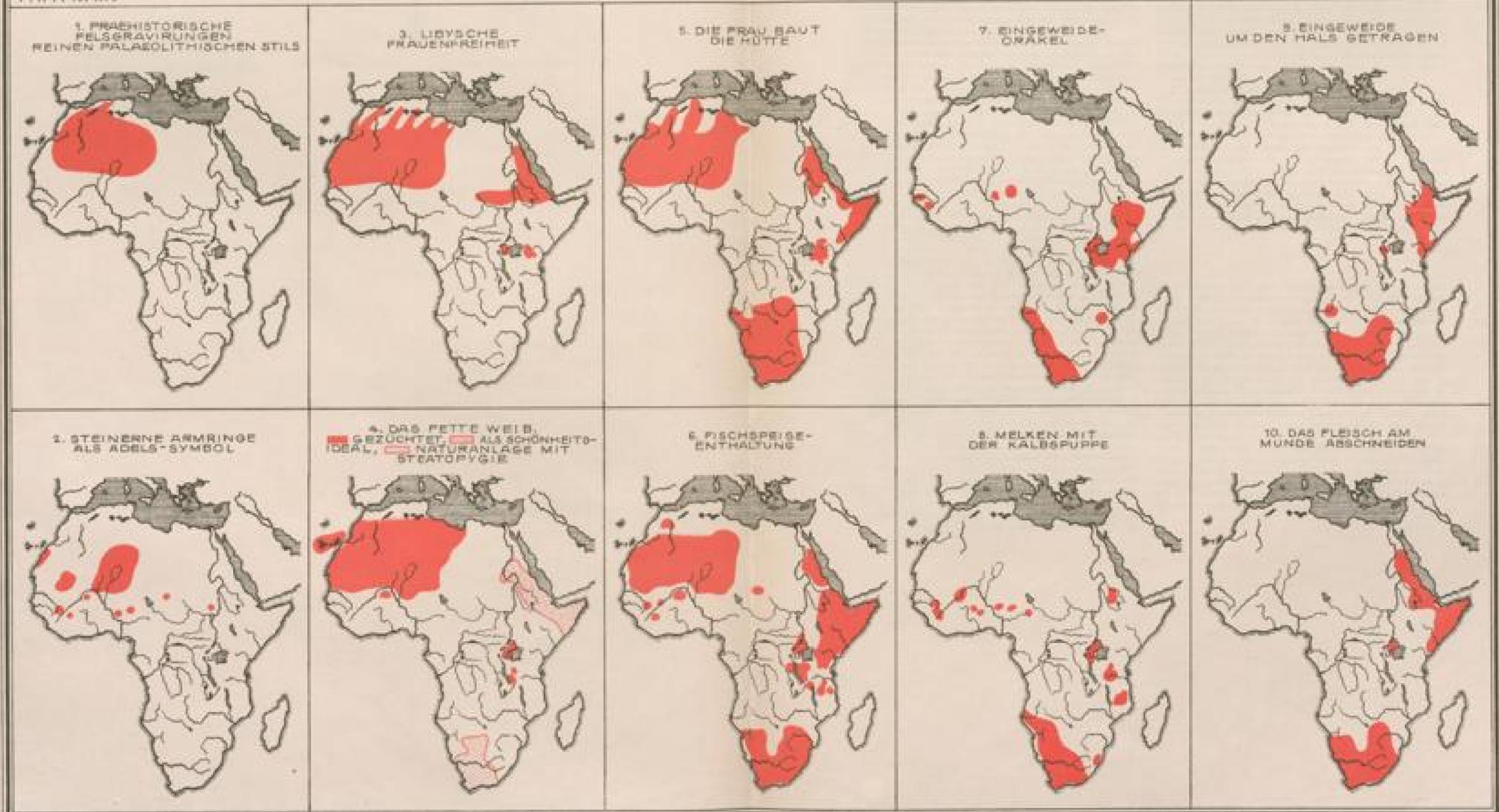
B 6

Nº

DIE BEWEGUNG DER HAMITISCHEN KULTUR

ENTWORFEN VON LEO FROBENIUS
F. I. F. K. M.

BEARBEITET VON L. RITTER V. WILM
AFRIKA ARCHIV SEPT. 1921



VERLAG C. H. BECK MÜNCHEN

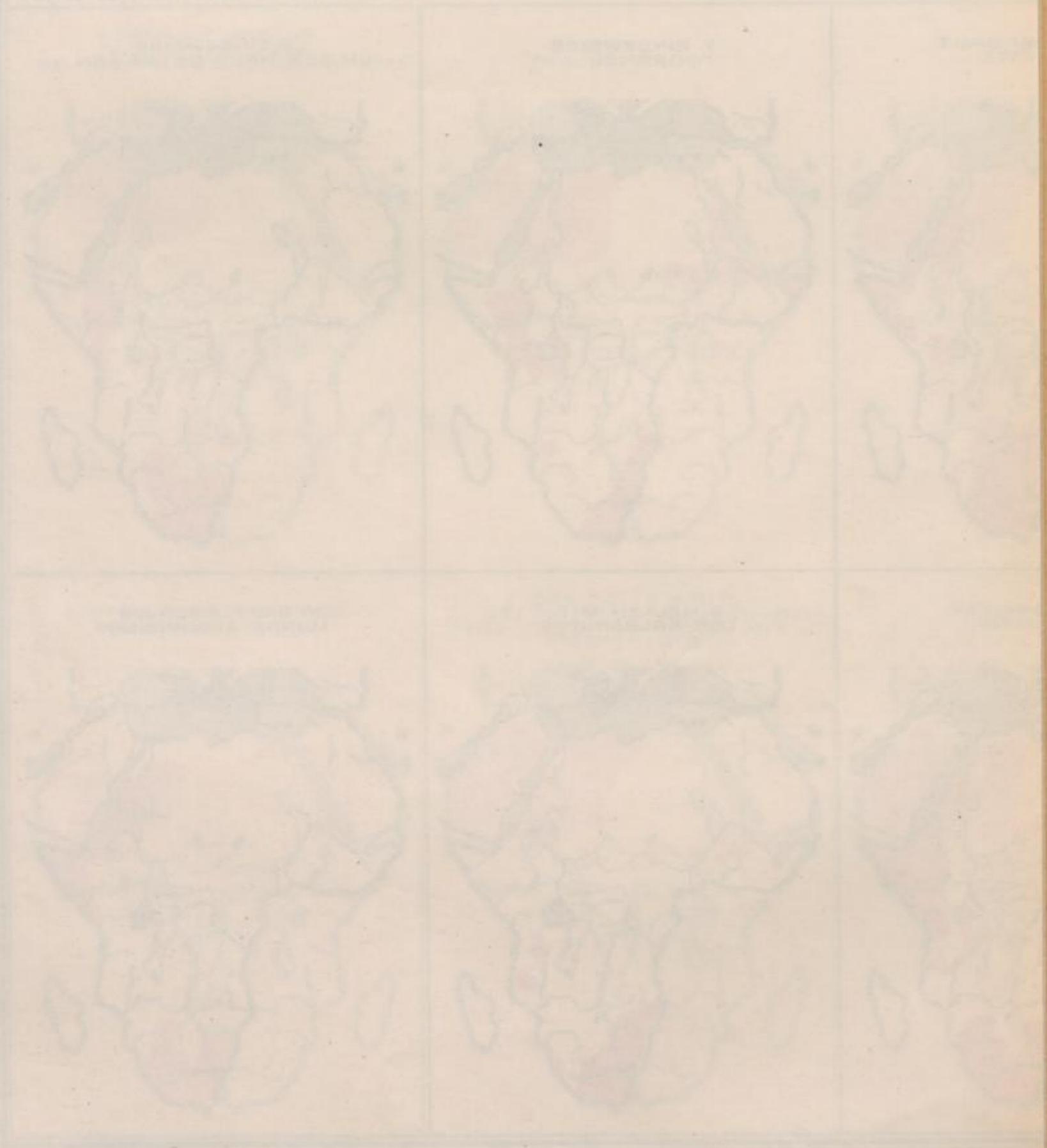
Bayr. Topographisches Bureau

ATLAS ANTHROPOLOGISCHER

PLATE 1

BUNGER DER
EN KULTUR

DEPARTMENT OF ANTHROPOLOGY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA



Die Bewegung der hamitischen Kultur.

1. **Prähistorische Felszeichnungen rein paläolithischen Stils** als naturalistische Darstellungen einzeln oder gruppenweis auftretender Tiere (nur zuweilen Menschen) in Linienfurchungen sind als Belege vorgeschichtlicher Zeit bislang nur im nordwestlichen Afrika nachgewiesen. Farbenverwendung ist nur selten erkennbar, aber immerhin bestätigt, läßt sich auch aus der eigenartigen, glättenden Behandlung bestimmter Flächen nachweisen. — Jüngere Felszeichnungen treten in Ägypten (z. B. bei Assuan) auf, dann noch jüngere in Abessinien und im Somaliland und als jüngste sind dann die berühmten Buschmannszeichnungen Belege einer erst in unseren Tagen ausgestorbenen Kunstübung, die im nordwestlichen Afrika, allerdings längst verschwunden, noch eine weit zurückführende Altersbestimmung zuläßt und Beziehung zu den prähistorischen Kulturbewegungen Südwesteuropas verrät.

2. **Steinerne Armringe als Adelssymbole** sterben auch im hamitischen Nordwestafrika mehr und mehr aus, sind im anschließenden Gebiet Europas nur noch als prähistorische Funde (bis zum Rhein etc.) nachweisbar und dürfen in Afrika als Reste einer den Schmuck des rechten Armes besonders beachtenden und dem Sinne nach auf der hamitischen Bahn bis Südafrika vorgeschrittenen Anschauungsgruppe gelten, die aber lediglich im nordwestlichen Afrika dieses steinerne Adelssymbol hervorgebracht hat.

3. **Die lybische Frauenfreiheit**, diese typische im Gegensatz zu der äthiopischen Eheauffassung stehende, schon von Herodot geschilderte Gerechtsamkeit der verheirateten Frau zu ungebundenem Geschlechtsgeuß, ist in Abessinien, bei Bega und Kordofanern, bei Massai und Wahuma der Ausdruck feministischer Vorrangstellung und Aufrechterhaltung höherer Bedeutung der Blutsverwandten gegenüber den Angeheirateten. Der Frau ist der Bruder mehr als der Gatte. Der Mann dient der Frau, in deren Lager und Stamm er auch übersiedelt, wenn er heiratet, — welche Sitte ein anderes Kartogramm noch weiter auf der hamitischen Bahn nach Süden vorgeschoben zeigen wird.

4. **Das fette Weib**, d. h. das Weib mit monströser Entwicklung des Oberkörpers (zumal der Brüste) und des Gesäßes als charakteristischen Symptomen, tritt schon auf den alten, vorgeschichtlichen Felsbildern und Lehmplastiken des südwestlichen Europas und Kleinafrikas so gut wie allein herrschend hervor, treffen wir aber als ein natürliches Phänomen vollentwickelt nur am anderen Ende der hamitischen Bahn, vor allem in der berühmten Steatopygie der Hottentottin. Abgelagert hat die hieraus sprechende Bewegung sich einerseits in der künstlichen Züchtung weiblicher Fetthaftigkeit (Mädchen werden vor der Verehelichung eingeschlossen, jeder Bewegung entzogen und mit Milch gemästet) bei Guanchen, Westberbern und Wahumaverwandten, dann in übermäßiger Wertschätzung weiblich schwammhafter Fettleibigkeit.

5. **Die Frau baut die Hütte**, ist im Norden der Ausdruck einer gewissen Hegemonie der Arbeit und der von der Frau geleiteten Vieh- und Milchwirtschaft. Hier ist die Hausung noch das echte Zelt der Nomaden, die hier uralte Kuppelhütte, wie ebenfalls bei den Stämmen Südafrikas, denen sich in diesem Brauche aber auch den Kegelstil pflegende Stämme angepaßt haben. Dem Sinne des Wesens der Verbreitung schließt sich einerseits die Lagerung der lybischen Frauenfreiheit, dann die der ursprünglich materialistischen Dominanten an.

6. **Fischspeiseenthaltung** erstreckt sich vielfach nicht auf alle Fische, sondern vor allem auf schuppenlose und damit den

Schlangen ähnliche. Die Betrachtung der Schlange als Ausdruck chthonischer Mächte kommt so zur Erscheinung und führt solche Wegweisung glatt in das Gebiet tiefer Anschauungsdifferenz gegenüber der tellurischen Schweise der äthiopischen Kultur.

7. **Eingeweideorakel** sind im Aussterben begriffen. Diese ältere Gruppe verwendet nur Tiere, während die jüngere der atlantischen Gruppe nur Eingeweide von Menschenopfern besichtigt.

8. **Das Melken mit der Kalbspuppe**, d. h. die Täuschung der Kuh, deren Kalb gestorben ist, durch eine aus dem Fell des gestorbenen Kalbes hergestellte Puppe, wurde zuerst bei den Hottentotten beobachtet, dann von mehreren Autoren bei den Wahuma geschildert und ist eine auch den Fulbe geläufige Sitte. Hier tritt die von Frauen gepflegte ältere Form der Viehzucht in ihrer technischen Verfeinerung auf. So ziemlich die gleiche Verbreitung hat auch eine Anregung der Kuh zur schnelleren Milchabgabebereitschaft: das Blasen in die Scheide, das nach brieflicher Mitteilung Georg Schweinfurth auch noch bei den Dinka, also bei Niloten im Vorhofs der hamitischen Kultur beobachtet hat.

9. **„Eingeweide um den Hals getragen“** und zwar das Fettnetz oder Därme nach der Opferung oder als Trauerzeichen, jedenfalls als ein äußerlich betontes Symbol der Beziehung zu den im Tier lebenden düsteren Mächten ist im N.W., in dem noch Reste des Eingeweideorakels nachweisbar waren (Nr. 7), ganz ausgestorben.

10. **„Fleisch am Munde abschneiden“** bedeutet natürlich eine primitive Eßweise, die sich hier zumeist nur auf Tierfleisch bezieht, während im westafrikanisch-atlantischen Kulturgebiet solches auf Menschenfleisch, also den in einem Kreise mystischer Vorstellungen lebenden Kannibalismus beschränkt. Diese hamitische primitive Eßweise hat sich ungefähr im gleichen Gebiet erhalten, in welchem auch die Speerklinge das Messer ersetzt, also auf dem Gebiet archaischer Werkzeugenseitigkeit.

Die Karten zeigen eine deutliche Bewegung der hamitischen Kultur durch Kulturperioden auf einer bestimmten Bahn. Es entspricht den neuesten Forschungen von Beyer-Wien und Obermaier-Madrid, wenn die ältesten Felsbilder nur dem Südwesteuropa gegenüber gelagerten Kleinafrika eigen sind, während die jüngste Blüte dieser Kunst gerade in unseren Tagen in Südafrika ausstirbt, — wenn die steinernen, aus prähistorischer Zeit herausragenden Ringe am rechten Arm heute in breiter Bahn bis nach Südafrika in Tätowierungen sinnreich weiterleben, — wenn in einer urzeitlichen Kunst das fette Weib Triumphe feiert, wie sie eigentlich nur die natürliche Veranlagung der bis zur Südspitze Afrikas vorgeschobenen Hottentottensteatopygie keimen lassen konnte, während die dazwischen liegenden Völker das Surrogat des Mästens weiter erhalten.

In diesen Karten klingen Bewegungstendenzen in geographischem wie in paideumatischem Sinne zusammen. Die eigenartige Stellung der Frau, die vorwiegende Bedeutung der Viehzucht, die in Orakel und Tierblut manifestierte echt hamitische Art der Symbolik, deuten auf die Einheit und Geschlossenheit des Gesamtgefüges einer großen Urkultur hin.

Leo Frobenius.

**Veröffentlichungen
des Forschungsinstituts für Kulturmorphologie**

1. **Paideuma**, Umriss einer Kultur und Seelenlehre. C. H. Beck, München 1921.
2. **Atlantis**, Volksmärchen und Volksdichtungen Afrikas, 15 Bände. Erschienen: Band 1, 3, 6; im Druck: Band 2, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15.
3. **Karten als Sinnbilder der Kulturbewegung**, Einführung in das Wesen der kinematographischen Karten. C. H. Beck, München 1921. (Druck der „Einführung“ des Atlas Africanus.)
4. **Atlas Africanus**. Belege zur Morphologie der afrikanischen Völker. C. H. Beck, München 1921.

In Vorbereitung:

Abhandlungen des Institutes (Jahrgang 1921). C. H. Beck, München.
Hadjra Maktuba, Vorgeschichtliche Felszeichnungen aus dem Nordwesten Afrikas.
Keime und Blüten der afrikanischen Kunst. Feuerverlag, Jena.
Quellen des Staates. Eugen Diederichs, Jena.

**Veröffentlichungen
des Forschungsinstituts für Kulturmorphologie e. V. München**

1. **Paideuma**, Umriss einer Kultur und Seelenlehre. C. H. Beck, München 1920.
2. **Atlantis**, Volksmärchen und Volksdichtungen Afrikas, Eugen Diederichs, Jena 1920.
15 Bände. Erschienen: Band 1, 3, 6; im Druck: Band 2, 8.
3. **Karten als Sinnbilder der Kulturbewegung**, Einführung in den Atlas Africanus und in das Wesen der kinematographischen Karten. C. H. Beck, München 1921. (Sonderdruck der „Einführung“ des Atlas Africanus.)
4. **Atlas Africanus**. Belege zur Morphologie der afrikanischen Kulturen. Jährlich vier Hefte. C. H. Beck, München 1921.

In Vorbereitung:

- Abhandlungen des Institutes** (Jahrgang 1921). C. H. Beck, München.
Hadja Maktuba, Vorgeschichtliche Felszeichnungen aus dem Sahara-Atlas mit 130 Tafeln.
Keime und Blüten der afrikanischen Kunst. Feerverlag, Weimar.
Quellen des Staates. Eugen Diederichs, Jena.

